

ARTHUR KOESTLER

EIN SPANISCHES TESTAMENT

Mit einem Vorwort
der Herzogin von Atholl



EUROPA-VERLAG ZÜRICH

*«Une vie ne vaut rien — mais
rien ne vaut une vie.»*

Malraux, Les Conquérants.

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1938
by Victor Gollancz Ltd., London und Europa-Verlag A. G. Zürich.
Schutzumschlag: Walter Binder.
Printed in Switzerland.

Aus dem Vorwort der Herzogin von Atholl, Konservatives Mitglied des Englischen Unterhauses.

Am 8. Februar 1937, sechs Monate nach Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs, eroberten die Truppen General Francos die Stadt Malaga. Der Verfasser dieses Buches befand sich in der belagerten Stadt, in Ausübung seiner beruflichen Pflicht als Berichterstatter einer englischen Zeitung. Er blieb in Malaga, auch nachdem die republikanischen Truppen die Stadt geräumt hatten; er wollte den Einzug der Aufständischen als Augenzeuge miterleben und hoffte zugleich, dass die Anwesenheit eines ausländischen Zeugen einen mildernden Einfluss auf die angekündigten Racheakte der Sieger haben würde. Am Tage nach dem Einzug der Rebellenarmee wurde er verhaftet, eingekerkert und zum Tode verurteilt. Öffentliche Proteste in England und Frankreich verhinderten die Vollstreckung des Urteils und erwirkten seine schliessliche Befreiung. Dieses Buch enthält den Bericht seiner Erlebnisse in den Todeszellen des Kerkers von Sevilla und seine Tagebuchaufzeichnungen aus jenen Monaten, in denen er die Hinrichtungen seiner Leidensgefährten beobachtete und seine eigene Hinrichtung erwartete.

Ein glücklicher Zufall hatte es dem Verfasser ermöglicht, als Berichterstatter einer liberalen Zeitung gleich nach Ausbruch des Bürgerkriegs das Rebellengebiet zu bereisen, das sonst nur Vertretern rechtsgerichteter Zeitungen zugänglich war. Sein Besuch im Hauptquartier General Queipo de Llanos war kurz, aber aufschlussreich. Die liberale Orientierung seiner Zeitung ermöglichte es ihm, ungewöhnlich offen über das von ihm Gesehene zu sprechen. Andere Berichterstatter konnten das nicht, da besonders jene Zeitungen, die ständige Vertreter bei den Rebellen unterhielten, vieles verschweigen, vieles sogar widerrufen mussten, um ihre Vertreter vor Vergeltungsmassnahmen zu schützen. Man wird sich erinnern, dass 1937 zwei bekannte konservative englische Journalisten General Francos Gebiet

verlassen mussten, da die unerträglichen Beschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit ihnen die Ausübung ihrer Berufspflicht unmöglich machten.

Die Tatsachen, die Arthur Koestler nach seiner damaligen Rückkehr aus dem Rebellengebiet in der Presse und in einem ersten Buch* veröffentlichte, erschütterten die Überzeugungen vieler, die bis dahin angenommen hatten, dass Grausamkeiten nur auf der Seite der Republikaner verübt worden seien und dass General Franco seinen Aufstand unternommen habe, um Spanien vor einer kommunistischen Revolte zu retten.

Arthur Koestler gab in jenem ersten Buch eine bedeutend sachlichere Analyse der Ursachen des Kampfes, vor allem der Agrarfrage, in der er die Wurzel des spanischen Übels sah. Die Ausrufung der Republik brachte zwar eine etwas fortschrittlichere Agrargesetzgebung, aber die sogenannte «radikale Regierung» Lerroix machte sie wieder rückgängig und die Löhne sanken bis zu einer Stufe, die sogar unter dem Niveau der alten Monarchie lag. Der Verfasser beschrieb das unglaubliche wirtschaftliche und kulturelle Elend vor allem der bäuerlichen Bevölkerung, deren Erbitterung durch die grausame Niederschlagung des Aufstandes in Asturien im Jahre 1934 noch stieg. Diese Vorgänge waren es, die zur Bildung der «Frente Popular», einer Koalition aller Fortschrittsparteien führten, die im Februar 1936 aus den Wahlen als Sieger hervorging. Das Buch gab eine Analyse der unmittelbaren Vorgeschichte und der ersten Monate des Kriegs, es schilderte an Hand von Dokumenten und Augenzeugenberichten die Kriegspraxis beider Parteien und setzte sich sachlich mit jenen Behauptungen über einen angeblichen kommunistischen Aufstandsplan auseinander, die zur Rechtfertigung der Rebellion General Francos in der Welt verbreitet worden sind.

Arthur Koestlers Schilderung der Zustände im belagerten Malaga, mit dem «Ein spanisches Testament» beginnt, zeigt uns, mit welchen furchtbaren Schwierigkeiten die spanische Regierung in den ersten Monaten zu kämpfen hatte, gerade weil sie über keine ausgebildeten

* «Menschenopfer unerhört . . . Ein Schwarzbuch über Spanien». Paris 1937.

Truppen verfügte und der Aufstand sie völlig unvorbereitet fand. Es muss allerdings hinzugefügt werden, dass in dem seither vergangenen Jahr ein sehr deutlicher Fortschritt erzielt worden ist; die Regierung und die republikanischen Parteien haben es verstanden, unter ungünstigsten Bedingungen eine wohlorganisierte Armee auf die Beine zu stellen, deren Leistungen Respekt erfordern.

Der angebliche kommunistische Aufstandsplan erscheint nach all dem ebenso legendär wie die Behauptung, dass die Regierung der spanischen Republik kommunistisch war oder ist.

Überdies ist eine der stärksten Charaktereigenschaften der Spanier ein ausgeprägter Individualismus, und es ist kaum anzunehmen, dass Spanien sich jemals der strikten Kontrolle beugen würde, die der Kommunismus mit sich bringt.

Die Kenntnis dieser Zusammenhänge mag dem Leser die seltsamen und erschütternden Erlebnisse des Autors, die er in seinem Buch schildert, noch näher bringen. Seine Tagebuchaufzeichnungen aus dem Zuchthaus in Sevilla, die Schilderung der mitternächtlichen Exekutionen, brachte mir die Tragödie dieses Volkes lebendiger vor Augen als alles, was ich jemals über Spanien gelesen habe.

Katharine Atholl.

Das Sterben, auch wenn es im Namen einer überpersönlichen Sache erfolgt, ist eine durchaus persönliche Angelegenheit. Da diese Aufzeichnungen vorwiegend vom Sterben meiner Gefährten handeln und zum Teil in akuter Todesangst geschrieben worden sind, ist es unvermeidlich, dass sie stark persönliche Züge tragen.

Ich widme sie meinem Freunde Nicolas, einem unbedeutenden Soldaten der spanischen Republik, der am 14. April 1937, am Jahrestag der Ausrufung dieser Republik, im Gefängnis von Sevilla erschossen wurde.

A. K.

I.

Sechs Wochen lang herrschte an den spanischen Fronten relative Ruhe.

Der Winter war kalt, vom Guadarrama kam der Wind über Madrid in Peitschenschlägen; die Mauren in ihren Gräben bekamen Lungenentzündung und spuckten Blut. Die Pässe im Sierra Nevada wurden ungangbar, die Milizionäre der Republik hatten keine Uniformen und Decken und ihre Spitäler kein Chloroform; sie mussten sich erfrorene Finger und Füße ohne Narkose wegsägen lassen. Im Anarchistenlazarett in Malaga sang einer die Marseillaise während man ihm zwei Zehen abnahm; diese Methode wurde später populär.

Dann kam der Frühling und alles wurde gut; die Knospen sprangen und die Tanks fuhren wieder. Eine gütige Natur ermöglichte es, dass General Queipo de Llano seine langgeplante Offensive gegen Malaga bereits Mitte Januar beginnen konnte.

Man schrieb das Jahr Neunzehnhundertundsiebenunddreissig. General Gonzales Queipo de Llano, der vor nicht langer Zeit gegen die Monarchie konspiriert, in der Madrider «Libertad» Artikel geschrieben und in den Kaffeehäusern an der Puerta del Sol seine Sympathien für den Kommunismus beteuert hatte, befehligte jetzt die zweite Division der spanischen Insurgentenarmee. Er hatte in sein Zimmer im grossen Hauptquartier zu Sevilla ein Mikrophon einbauen lassen und hielt täglich punkt acht Uhr abends eine einstündige Rede. «Die Marxisten», sagte er, «sind reissende Tiere, wir aber sind Caballeros. Der Señor Companys verdient abgestochen zu werden wie ein Schwein.»

Die Armee General de Llanos bestand aus 50,000 Mann italienischer Infanterie, drei Banderas der Fremdenlegion,

15,000 Stammeskriegern aus Afrika. Der Rest der Truppen, etwa zehn von Hundert, war spanischer Nationalität.

Die Offensive begann am 10. Januar.

Ich sass damals in Paris und hatte gerade ein Buch über den spanischen Bürgerkrieg beendet; die deutsche und die französische Ausgabe waren bereits erschienen, die englische in Vorbereitung. Am 15. Januar rief die Redaktion des «News Chronicle» aus London an und fragte, ob ich Lust hätte, sogleich nach Spanien zurückzukehren. Ich hatte in den Monaten vorher als Kriegsberichterstatter Portugal und das Rebellengebiet, Madrid und Katalonien bereist; jetzt war Malaga in den Brennpunkt gerückt.

Ich verliess Paris in der gleichen Nacht, fuhr mit dem Zug nach Toulouse und flog von dort nach Barcelona. Ich blieb in Barcelona nur einen Tag; die Stadt machte einen ziemlich deprimierenden Eindruck. Es gab kein Brot, keine Milch, kein Fleisch; vor den Geschäften standen lange Schlangen. Die Anarchisten machten die Regierung verantwortlich und entfalteten eine scharfe Agitation; an allen Strassenbahnfenstern klebten ihre Flugzettel. Die Spannung in der Stadt hatte einen ungesunden Grad erreicht. Es schien, dass auf diesem exotischen Schauplatz nicht nur die weltpolitischen Gegensätze, sondern zugleich auch die tragischen Konflikte innerhalb der europäischen Linken ausgetragen werden sollten.

Ich war froh, dass ich keinen Artikel über Barcelona schreiben musste. Am 16. abends fuhr ich zusammen mit William Forrest vom «News Chronicle» nach Valencia weiter. Sein Ziel war Madrid, meines Malaga.

Der Zug nach Valencia war überfüllt. In jedem Abteil sassen, lagen und standen viermal soviel Milizionäre, als es fasste. Ein freundlicher Schaffner installierte uns in einem Coupé Erster Klasse und sperrte, um uns gegen jede Störung zu sichern, die Tür von aussen zu. Kaum hatte sich

der Zug in Fahrt gesetzt, als vier anarchistische Milizionäre vom Korridor aus gegen die Abteiltür zu hämmern begannen. Wir wollten öffnen, aber es ging nicht, wir sassen in einem Käfig; der Schaffner mit dem Schlüssel war nirgends zu erblicken. Wir konnten uns beim Lärm des fahrenden Zuges durch die geschlossene Tür nicht verständlich machen und die Milizionäre glaubten, es sei purer böser Wille, dass wir nicht öffneten. Die Situation wurde dramatisch und um so dramatischer, als Forrest und ich uns nicht enthalten konnten, zu grinsen, was die Wut der Milizionäre noch mehr steigerte. Der halbe Wagen versammelte sich vor der Glastür, um die beiden, allem Anschein nach faschistischen Provokateure zu betrachten. Endlich kam der Schaffner und sperrte die Tür auf und erklärte alles; und es gab eine grosse Verbrüderung und ein entsetzliches Gedränge; und katalanische Lieder und eine grosse Fresserei.

Als der Morgen graute, hatte der Zug bereits sechs Stunden Verspätung. Er fuhr so langsam, dass die Milizianos von den Trittbrettern sprangen, eine Handvoll Orangen aus den Hainen pflückten, die dicht an der Böschung standen, und unter allgemeinem Beifall wieder in den Zug zurückkletterten. Diese Unterhaltung wurde bis gegen Mittag fortgesetzt. Todesopfer waren keine zu beklagen; nur einer hatte sich beim Abspringen das Bein verstaucht. Er blieb auf der Böschung sitzen und war offensichtlich für den Bürgerkrieg verloren.

Auch Valencia präsentierte sich in der strahlenden Januarsonne mit einem nassen und einem heiteren Auge. Das Papier war knapp; einige Zeitungen hatten nur vier Seiten; drei waren mit Bürgerkrieg gefüllt, die vierte mit der Fussballmeisterschaft, mit Stierkämpfen, Theater- und Filmkritiken. Zwei Tage vor unserer Ankunft war eine Verordnung erschienen, wonach die berühmten Valencianer Kabarets «in Anbetracht des Ernstes der Zeit» um neun Uhr abends zu schliessen hatten. Natürlich spielten alle weiter bis ein Uhr nachts, mit der Ausnahme eines einzigen Lokals, das sich streng an das Gesetz hielt. Der Besitzer

wurde später als Franco-Agent entlarvt und sein Kabarett geschlossen. —

Auf eine Telephonverbindung mit London musste man oft fünf bis sechs Stunden warten. Wenn mir das Warten abends im Hotel zu lang wurde, lief ich schnell hinunter ins Kabarett gegenüber. In den Logen sassen die hübschen Artistinnen brav mit ihren Mamas, Tanten und Geschwistern. Wenn ihre Nummer kam, tanzten und sangen sie mehr oder minder unbekleidet, mehr oder minder begabt ihre Piècen, dann gingen sie zu ihren Mamas und Tanten in die Loge zurück und tranken Limonade. Hätte sich ein vermessenenes Mannsbild in ihre Nähe gewagt, ich glaube, er wäre sofort als Faschist verhaftet worden. An den Wänden hingen Plakate: «Bürger, benehmt euch diszipliniert, die Stunde ist ernst. Wir gönnen jedem sein Amusement, aber keine Frivolitäten, usw.» Im Oktober, als ich zuletzt in Valencia war, war jede zweite Nummer ein Nackttanz gewesen; jetzt waren Büstenhalter und Lendenschurz obligatorisch.

Das Telephonieren entbehrte übrigens auch nicht eines gewissen Reizes. Man musste der Zensur bei der Anmeldung des Gesprächs eine Kopie der durchzugebenden Meldung einreichen; während man die Meldung aus seinem Hotel durchtelephonierte, sass der Zensor in seinem Büro, den Text vor den Augen und hörte mit ab. Die Zensur war streng, aber die Zensoren ad personam waren gemütliche Leute, die man alle persönlich kannte. Wenn man vom Text abwich, brüllten sie ins Telephon: «He, Arturo, das steht nicht im Manuskript.» «Was, was?» schrie die verzweifelte Stenotypistin in London. «Das geht Sie gar nichts an,» sagte der Zensor, «ich spreche mit Arturo.»

Am Sonntag, den 24. Januar, sollte ein grosser Stierkampf in der Plaza del Toro stattfinden; «zu Ehren des russischen Botschafters, der sein Erscheinen persönlich zugesagt hat», verkündeten die Zeitungen. Der Reinertrag sollte der Sowjetunion offeriert werden für den Bau eines neuen «Komsomol» — «Komsomol» hiess ein russischer Frachtdampfer, der mit Lebensmitteln für Valencia von

einem Rebellenschiff versenkt worden war. Aber am Sonntag regnete es und der Stierkampf wurde am Radio zwischen zwei Frontberichten mit Bedauern abgesagt.

Tags vorher dagegen hatte es sehr schönes Wetter gegeben — wir waren im Auto eines deutschen emigrierten Schriftstellers ein bisschen an den Strand hinausgefahren: der Schriftsteller, sein Chauffeur, Forrest und ich. Der Schriftsteller, wir wollen ihn Alberto nennen (die o's bekamen wir alle gratis an unsere Namen gehängt), war politischer Kommissär bei der n-ten Kompagnie der Internationalen Brigade. Er war auf Fronturlaub in Valencia. Er hatte früher psychoanalytische Romane geschrieben, aber die Uniform stand ihm dennoch sehr gut. Wir legten uns in den Sand, blinzelten in die Sonne, konstatierten, dass angesichts des Meeres und des blauen Himmels der Krieg eine sehr unlogische Affäre sei und führten ähnlich tiefsinnige Gespräche. Als wir zum Auto zurückkamen, sassen darin vier fremde Männer, die sich schwitzend bemühten, es in Bewegung zu setzen, während der Chauffeur, ein kleiner vierzehnjähriger Spanier, weinend daneben stand. Die Tränen liefen ihm über die Wangen herunter.

Einer der Männer verlangte von Alberto den Startschlüssel und bemerkte, dass das Auto requiriert sei. Er zückte seine Legitimation von irgendeiner Kontrollkommission der Iberischen Anarchisten-Föderation «gegen den Missbrauch staatlicher Autos zu privaten Vergnügungszwecken». Auch seine drei Kollegen waren Anarchisten. Sie hatten entsetzlich grosse Pistolen, wie sie sonst nur in stummen Wildwestfilmen vor dem Krieg zu sehen waren. Ich hatte den Verdacht, dass man sie von hinten mit schwarzem Schiesspulver und Bleikugeln lud.

Auch Alberto zückte seine Legitimation als politischer Kommissär der n-ten Kompagnie und protestierte gegen die Requirierung des Autos. Eine Menschenmenge hatte sich angesammelt — Leute in Schwimmanzügen, Uniformen, Frauen und Kinder — und folgte mit freundlichem Interesse den Vorgängen.

Alberto und der Anarchist fuchtelten mit ihren Legitimationen herum wie Duellanten mit ihren Visitenkarten. Der Anarchist sagte, ein Kommissär, der trotz Bürgerkriegs und Benzinmangels sein Auto zu Strandspazierfahrten benutze, könne ihm nicht imponieren und das Auto sei requiriert.

Alberto sagte, ein Krieger auf Urlaub brauche Erholung und die Anarchisten möchten aussteigen, widrigenfalls er sie gewaltsam exmittieren werde.

Der Chauffeur war wahnsinnig erschrocken, stand daneben und versuchte den Tränenbach, der ihm über die Wangen lief, durch die Nase wieder hochzupumpen.

Der Anarchistenhäuptling bemühte sich zwischendurch, das Auto in Gang zu setzen. Irgendwo im Bauch der misshandelten Maschine krachte es. Dieser Laut löste bei Alberto eine Welle des Jähzorns aus. Er bekam einen dichterischen Wutanfall. Er zerrte heftig am Ärmel des Anarchisten und brüllte dabei deutsch und aus voller Kehle:

«Rrraus, rrraus, rrraus!»

Das imponierte den Anarchisten sehr. Die Wut Albertos war offensichtlich ein Beweis seines reinen Gewissens und seiner bona fide. Sie grinsten und kletterten aus dem Auto heraus. Einer schlug Alberto mit seiner Pistole freundlich auf die Schulter und meinte: «Das nächste Mal erschossen wir dich doch.»

Wir stiegen ein, der Chauffeur schneuzte sich und startete. Unter den begeisterten Akklamationen der Zuschauer fuhren wir nach Valencia zurück.

Am Tage ehe ich nach Malaga weiterfuhr, wohnte ich im Küstenort X., unweit von Valencia, einer Truppenparade bei. General Julio hatte mich dazu eingeladen.

Die Parade war für europäische Begriffe armselig, fast komisch; für spanische Begriffe war sie ein Wunder der Disziplin und Präzision. Exerziert wurde mit Stöcken; der Truppenteil hatte für neunhundert Mann einhundertvierzig

Gewehre. Eine Maschinengewehr-Kompagnie führte Zerlegen und Frischmontieren eines Maschinengewehres vor. General Julio Deutsch zog seine Stoppuhr: die Übung hatte hundertfünf Sekunden gedauert, eine sehr schlechte Zeit. Der Kompagnieführer starrte ihn an, als sei er verrückt geworden. «Was starrst du so?» fragte ihn General Julio. «Ich habe nie gehört, dass man so etwas mit der Uhr misst,» sagte der Kompagnieführer, «ich dachte, das gibt's nur bei athletischen Wettläufen; aber es ist eine grossartige Idee.» «Ich werde dir eine Stoppuhr kaufen», sagte der General. «Das ist grossartig,» sagte der Kompagnieführer, «die Faschisten werden Augen machen.»

Sie waren alle sehr begeistert für «nuestro general», der weisse Zwirnhandschuhe trug und lauter grossartige und ein bisschen verrückte Ideen hatte, auf die sonst niemand kam. Er hatte zum Beispiel eine besondere Art von Schnalle erfunden, mit der man einen Spaten am Rucksack befestigen konnte. Hat man je so etwas gehört? Es war geradezu wie bei einer richtigen Armee. Nichts schmeichelte den improvisierten Truppen der spanischen Republik mehr, als wenn man ihnen sagte, es sei bei ihnen «schon fast wie bei einer richtigen Armee».

Man erzählte mir eine Menge Anekdoten aus den ersten Tagen des Bürgerkrieges. Zum Beispiel, dass die Milizionäre der berühmten Kolonne Durutti sich geweigert hatten, Spaten zum Eingraben an die Front mitzunehmen. Sie erklärten mit ihrem doppelten Stolz als Katalanen und Anarchisten: «Wir gehen, um zu kämpfen und zu sterben, aber nicht um zu arbeiten.» Die ersten Truppen der Kolonne Durutti merkten erst nach vierundzwanzigstündiger Eisenbahnfahrt an die Aragonfront, dass man vergessen hatte, Menage mitzunehmen; vielmehr, man war gar nicht erst auf die Idee gekommen, dass der Krieg eine besondere Technik der Verpflegung erfordert.

Die Welt wunderte sich, dass die Rebellen, von Bajadoz über Toledo und Talavera bis Madrid, fast mühelos Sieg nach Sieg feierten. Jeder, der die Verhältnisse nur ein bisschen kennt, wunderte sich über das Gegenteil: dass die

Republik den Angriff ihrer eigenen Armee überhaupt überlebte. —

Ich persönlich wunderte mich auf der ganzen Heimfahrt, warum der General seinen dicken Militärmantel nicht auszog, obwohl die Sonne brannte und der Schweiß über sein Gesicht hinunterlief. Erst im Hotel erfuhr ich den Grund: er hatte seinen Mantel und seine Uniformkappe und weisse Zwirnhandschuhe; aber noch keine Uniform.

Am 25. Januar kamen katastrophale Nachrichten von der Südfront. Die Rebellen hatten Marbella und Alhama de Granada erobert — zwei strategische Schlüsselpositionen — und so gut wie keinen Widerstand gefunden. Das Schicksal Malagas musste sich in den nächsten Tagen entscheiden.

Es war nicht einfach, nach Malaga zu gelangen. Die Eisenbahnlinie war abgeschnitten; alle Autobusse waren für Kriegszwecke beschlagnahmt, das Benzin rationiert worden; zwei Kollegen warteten schon seit Tagen auf eine Gelegenheit, hinunterzufahren. Am 26. Januar war es endlich so weit. Die Presseabteilung des spanischen Aussenministeriums hatte uns einen Wagen samt Chauffeur zur Verfügung gestellt und Brennstoff-Bezugscheine für dreihundert Kilometer. Bis Malaga sind es rund siebenhundert; aber es zeigte sich, dass man unten im Süden um so leichter Benzin bekam, je weiter man sich von der strengen Rationierungskontrolle der Hauptstadt entfernte.

Wir waren zu viert: Frau G. G., die für skandinavische Blätter arbeitete; W., ein polnischer Journalist; der Chauffeur und ich.

II.

Wir übernachteten in Alicante und erreichten Almeria Mittwoch abend, am 27. Januar.

Ich war ziemlich deprimiert, und da ich keine Lust hatte, Artikel zu schreiben, tippte ich meine Notizen auf lose Blätter ab. Es wurde eine Art Tagebuch daraus, ich hatte seit meiner Kindheit keines mehr geführt; eine Chronik der letzten Tage von Malaga.

Ich gebe diese Aufzeichnungen über die Agonie einer Stadt und über die sonderbaren Schicksale der Menschen, die in ihr lebten und starben, unverändert wieder.

Almeria, Donnerstag, den 28. Januar.

B. M. von der Internationalen Brigade, den ich gestern in Murcia sprach, erzählte in seiner pedantischen Art, wie im Laufe des italienischen Tankangriffs an der Prado-Front zweiundvierzig Deutsche von der n-ten Kompagnie in ihrem Graben massakriert wurden, weil sie nicht rechtzeitig den Befehl zum Rückzug erhalten hatten. Das erste, was mir heute beim Aufwachen einfiel, war diese Geschichte; ich habe einige der Opfer aus Paris gekannt. Sinnlose Hekatomben; Bürokratismus und Unfähigkeit, wo man hinblickt.

10 Uhr. Besuch mit G. G. beim englischen Konsul in Almeria. Bot uns keine Stühle an — nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil er sich offenbar an die spanische Sitte der Steh-Palaver gewöhnt hat. Wir wollten hauptsächlich herausfinden, ob es noch britische Kriegsschiffe im Hafen von Malaga gibt, um, falls wir abgeschnitten werden, auf dem Seeweg zu flüchten. Er sagte, seines Wissens läge noch ein Panzerkreuzer im Hafen, aber alle ausländischen Konsuln,

den englischen mit inbegriffen, haben Malaga bereits verlassen. Er meint, es werde ein furchtbares Gemetzel geben; das Proletariat von Malaga — er benutzte den Ausdruck «Proletariat» — werde sich bis zum letzten Mann verteidigen.

Er war nett und hilfsbereit — diese englischen Konsuln in gottverlassenen spanischen Nestern ragen wie Säulen aus einer Sintflut; trocken und solide.

Mittags fuhren wir weiter. Die Strasse wird schlechter und schlechter; an mehreren Stellen ist sie von Gebirgsfläufen überflutet, die jetzt in der Regenperiode überall aus der Sierra brechen. Man fragt sich, wie da Lastautos mit Truppen und Munition durchkommen sollen. Aber es kommen auch gar keine durch. Die Strasse — die letzte und einzige Strasse, die Malaga noch mit dem regierungstreuen Spanien verbindet — ist vollkommen verödet. Es sieht aus, als ob die Stadt bereits aufgegeben wäre. Wir kamen an keinem einzigen Transportauto vorbei. Aber ebensowenig kamen uns Flüchtlinge entgegen. Es war, als fuhren wir durch eine nasse, menschenleere Wüste. Gespenstig.

3 Uhr nachmittags. Motril. Melancholisches Fischernest. Kein Mensch weiss, wo die Militär-Kommandantur ist; wir finden sie schliesslich im Schulgebäude. Erneute Herumfragerei nach dem Kommandanten. Es dauert eine Stunde, bis er ausfindig gemacht wird: ein junger Mensch mit einem Fünftagebart, müden, übernächtigen Augen; war früher Postmeister, Mitglied des Prieto-Flügels der Sozialistischen Partei.

Wir fragen ihn, warum die Strasse so leer ist, ob keine Transporte durchkommen; er zuckt die Achseln. «Vor drei Tagen», sagt er, «kamen zwanzig Lastautos mit Munition für die Südfront in Almeria an. In Almeria sollte die lokale Gewerkschaftsleitung die Munition übernehmen und nach Malaga weiterbefördern, denn die Lastautos aus Valencia mussten zurückkehren. Aber die Gewerkschaftsleitung in Almeria lehnte ab: sie brauche ihre Lastautos für die Lebensmittelversorgung; die Autos aus Valencia sollten den Weitertransport selbst besorgen. Es gab Krach und

schliesslich fuhren die zwanzig Lastautos nach Valencia zurück und ihre Fracht liegt irgendwo in Almeria herum, und Malaga ist ohne Munition. Die Rebellen können die Stadt nehmen, wann immer es ihnen passt. Möglich, dass sie schon drin sind, wenn Sie Malaga erreichen . . .»

G. G. hat sich das alles brav notiert; gleich darauf zerreisst sie ihre Notizen. Das ist kein Kabelstoff für Kriegsberichterstatte.

«Übrigens», sagt der Kommandant, «übrigens können Sie gar nicht weiterfahren. Die grosse Brücke hinter Motril ist kaputt, die Strasse ist überschwemmt. Sie müssen warten, bis der Regen aufhört.»

«Das heisst, dass Malaga von der Aussenwelt abgeschnitten ist?»

«Solange es regnet — ja.»

«Und wie lange regnet es hier schon?»

Der Kommandant zählt seine Finger ab:

«Heute haben wir den vierten Tag von ununterbrochenem Regen. Und dann, bis vor einer Woche, da hatten wir eine andere Regenperiode von zehn Tagen.»

«Und wie lange ist die Brücke schon kaputt?»

«Seit vier oder fünf Monaten.»

«Und warum, zum Kuckuck, wird sie nicht repariert?»

Erneutes Achselzucken. «Wir kriegen weder Baumaterial noch Spezialisten aus Valencia.»

Die scheinbare Apathie des Mannes brachte mich ganz aus dem Häuschen. Ich erklärte ihm, dass Malagas Schicksal von dieser Brücke abhängt — was er ohnehin wusste —, und ich sagte etwas von «krimineller Pflichtversäumnis».

Er blickte uns an aus seinen übernächtigen Augen:

«Ihr Ausländer», sagte er, «seid immer gleich so nervös. Es kann sein, dass wir Malaga verlieren, es kann auch sein, dass wir Madrid und halb Katalonien verlieren, aber am Ende werden wir trotzdem gewinnen.»

Es ist eine starke Dosis von orientalischem Fatalismus in der Art, wie die Spanier Krieg führen — auf beiden Seiten. Mag sein, dass der Kampf deshalb so gemächlich-schlep-

pend und zugleich so bestialisch grausam ist. Andere Kriege bestehen aus einer Folge von Schlachten — dieser ist eine Kette von Tragödien.

Übrigens ist gestern Motril von zwei Capronis bombardiert worden. Das Ziel war nicht die Stadt selbst, sondern eine kleine Fischerkolonie in der Bucht. Resultat: eine Frau, zwei Kinder und eine Ziege erschlagen. Zwei Stunden später kehrten die beiden Flugzeuge zurück und legten noch eine Bombe auf das gleiche Ziel. Es war offenbar ein sportliches Privatunternehmen der beiden Piloten; vielleicht hatten sie miteinander gewettet. Resultat: noch zwei Ziegen erschlagen. Frauen, Kinder und Ziegen wurden heute früh alle zusammen feierlich bestattet. —

Um $\frac{1}{2}$ 5 fahren wir weiter, trotz der kaputten Brücke. Wir müssen ungefähr zehn Kilometer über sumpfige Feldwege fahren, den letzten Kilometer durch ein Strombett, bis zu den Achsen im Wasser. Für Lastautos ist der Weg natürlich unpassierbar.

Letzte Etappe vor Malaga: Almuñecar. Es steht da ein vormals berühmtes Schweizerhotel, mit Seeterrasse und allem, was dazu gehört; Graf Reventlow empfahl es uns wärmstens. Der Besitzer, ein verträumter, dicklicher Mann aus Zürich, begrüsst uns in schönstem Schwyzerdütsch:

«Sie sind meine ersten Gäste seit sechs Monaten. Sie müssen schon entschuldigen, wenn nicht alles ganz so sauber ist wie sonst; es ist nämlich Krieg in Spanien, wie Sie vielleicht gehört haben dürften.»

Wir beruhigen ihn: wir hätten auch von dem Krieg gehört. Nach zwei Stunden Wartens auf der Seeterrasse zaubert der Mann eine vorzügliche Mahlzeit herbei und wir fahren weiter.

Wir erreichten Malaga nach Einbruch der Dunkelheit.

Der erste Eindruck: eine Stadt nach einem Erdbeben. Finsternis; ganze Strassenzüge in Trümmern; die heil gebliebenen Strassen menschenleer, gleichfalls mit Trümmern besät; tödliches Schweigen und jener gewisse Geruch in der

Luft, den wir alle aus Madrid kennen: feiner Kalkstaub, vermischt mit Branddunst und — oder ist es Einbildung? — der widerliche Gestank verbrannten Fleisches.

Das Lichtbündel unserer Scheinwerfer irrt zitternd über eingestürzte, ausgebrannte Häuser, über Ruinen und nochmals Ruinen. Madrid nach den grossen November-Bombardements war ein Kuraufenthalt im Vergleich mit dieser agonisierenden Stadt. Pulvis et praetera nihil.

Im Speisesaal des Hotels Regina sitzen wüst aussehende, aber ansonsten ganz umgängliche Milizionäre herum, spukten auf die Marmorfliesen und essen das einzige in Malaga beschaffbare Gericht: gebratene Sardinen. Wir sind die einzigen Gäste; der Kellner erzählt uns, dass gerade heute Nachmittag eine 500-Kilo-Bombe im Nachbarhaus eingeschlagen hat; zweiundfünfzig Tote in diesem Haus allein.

Die übrigen Kellner sitzen um einen Tisch, essen gebratene Sardinen und besprechen das Bombardement und wie sich jeder einzelne dabei benahm; wie Bernardo unter einen Tisch kroch und Jesus aus dem Fenster schaute, und Dolores, die Köchin, sich siebenundfünfzigmal bekreuzigt hat, bevor sie in Ohnmacht fiel.

G. G. und ich wollen abends noch ein bisschen durch die Stadt bummeln, aber die Finsternis draussen ist so unheimlich, dass wir sehr rasch wieder umkehren. Der Portier sieht sich beim Öffnen den klaren Sternhimmel an. «Vorzügliches Wetter für Luftangriffe», meint er. Seine Tochter hat beim gestrigen Bombardement beide Beine eingebüsst und er stellt Betrachtungen darüber an, ob ihr Bräutigam sie ohne Beine nehmen wird.

Freitag, den 29. Januar.

Kein Brot zum Frühstück, nichts als schwarzen Kaffee; die Lebensmittelversorgung der Stadt ist ebenso zusammengebrochen wie die Munitionszufuhr. Hier sieht man, was die kaputte Brücke von Motril bedeutet: die Stadt mit ihren zweihunderttausend Einwohnern ist am Verhungern.

Vormittags die Amtsstellen abgeklappert: Propaganda-Abteilung, Gobierno Civil, Hauptquartier. Überall guter Wille, aber Unfähigkeit und hoffnungslose Desorganisation.

Unmöglich, Telegramme durchzugeben; es gibt keine Zensurstelle für ausländische Pressevertreter. Nach langem Palavern erreichen wir schliesslich, dass ein junger Offizier, der etwas französisch versteht, zum Zensor ernannt wird.

Nach dem Mittagessen schaute ich mir den Hafen an. Der Hafeneinfahrt gegenüber ist das britische Konsulat. In der Fassade ein sauberes Loch: ein Geschoss von einem Rebellenkreuzer trat hier ein, ohne vorherige Anmeldung. Es explodierte zum Glück nicht, aber der Konsul hatte genug und ging nach Gibraltar, was man ihm auch nicht verdenken kann. Auch das englische Kriegsschiff liegt nicht mehr im Hafen. Europa scheint am Schicksal Malagas nicht interessiert zu sein.

Ein paar Männer und Frauen kommen vom Hafen gelaufen, die Gesichter gen Himmel erhoben. Gleich darauf beginnen die Glocken zu läuten: Fliegeralarm. Es gibt nicht einmal Sirenen. Alles rennt kopflos durcheinander, die Panik ist viel schlimmer als je in Madrid. Die Stadt ist kleiner, die Zielpunkte heben sich durch das Meer deutlicher ab; und die Bevölkerung ist sichtlich demoralisiert. Es war übrigens ein blinder Alarm.

Auf dem Rückweg fütterte ich einen alten Droschken-gaul mit Brotkrusten aus meiner Hosentasche. Der Kutscher kam, nahm sie mir aus der Hand und frass sie auf.

Nachher Interview mit Oberst Villalba, Befehlshaber der Streitkräfte von Malaga. Er gibt offen zu, dass es ziemlich schlimm aussieht; aber vor zehn Tagen, als er ernannt wurde, habe es noch viel schlimmer ausgesehen.

«Ich inspizierte zuerst den gefährdetsten Frontsektor,» erzählt er, «die Küstenstrasse Marbella—Gibraltar. Ich sah weder Schützengraben noch befestigte Stellungen, bloss zwei Milizionäre, die in etwa drei Kilometer Abstand vom feindlichen Vorposten auf einem Meilenstein sassen und Zigaretten rauchten. Das war die ‚Front‘. «Wo sind eure Leute?», fragte ich. «Da hinten irgendwo im Dorf», ant-

worteten sie. «Wenn die Faschisten vorrücken wollen, so sehen wir das von hier und haben Zeit genug, die Kameraden zu benachrichtigen. Wozu sollten sie hier draussen im Regen herumsitzen?»

Diese Stadt ist ein Alpdruck. Gehe voll böser Vorgefühle zu Bett; versuche mich zu überzeugen, dass, wer an den historischen Materialismus glaubt, nicht an Vorgefühle glauben darf.

Samstag, den 30. Januar.

Besuchten die Marbella-Front, von der Villalba gestern erzählte. Fuhren die Küstenstrasse entlang über Torremolinos und Fuengirola, ohne einem einzigen Posten zu begegnen, bis wir, nach rund 50 Kilometern, von einer Steinbarrikade aufgehalten werden: das ist also die Front. Rechts von der Barrikade hat man gerade angefangen, einen Schützengraben zu bauen. Die Milizionäre sitzen herum, die Spaten auf ihren Knien. G. G. zückt ihren Photoapparat. «Kameraden,» ruft der Kommandant, «arbeitet, ihr werdet photographiert.» Er fragt uns, wie uns die Front gefällt. Ich frage ihn, was er zu tun beabsichtige, wenn Tanks kommen. Er zuckt die Achseln: «Dann gehe ich mit meinen Leuten in die Sierra.»

Sonntag, den 31. Januar.

Um elf Uhr sollte uns Commander Alfredo abholen, um uns zum Frontabschnitt von Antequera zu begleiten. Wir warten vergeblich auf ihn. Am Nachmittag kommt ein Milizleutnant, sagt, dass Alfredo krank und er beauftragt ist, uns nach der Front zu bringen. Gegen vier fahren wir los. Ich kontrolliere gewohnheitsgemäss auf der Karte den zurückgelegten Weg, aus Angst, falsch zu fahren und den Rebellen in die Hände zu geraten. Das ist bei der Diskontinuität und strategischen Ungereintheit der spanischen Fronten sehr leicht möglich. Einigen Journalisten ist es

passiert; und sogar einer ganzen Anzahl von Offizieren aus beiden Lagern.

Nach zwanzig Minuten ist es klar, dass wir falsch gefahren sind. Die Ortsnamen stimmen nicht. Ich mache den Leutnant auf seinen Irrtum aufmerksam. Er lächelt über den Ausländer, der alles besser wissen will. Wieder ist während der ganzen Fahrt kein Posten, keine Patrouille, nichts zu sehen, was auf die Nähe der Front schliessen liesse. Schliesslich finden wir zwei Milizianos, die die Chaussee entlang marschieren. Es stellt sich heraus, dass wir tatsächlich falsch gefahren sind: die Strasse führt nach Alfernate und nicht nach Antequera, wohin wir fahren wollten. Die nächste Ortschaft, sechs oder acht Kilometer vor uns, heisst Colmenar. Wir fragen, wem Colmenar gehört:

«Uns», sagt der eine Miliziano.

«Den Faschisten», sagt der andere.

Der Leutnant ist wütend. Schliesslich fahren wir weiter nach Colmenar. In der letzten Kurve vor der Ortschaft spähen wir durch die verregneten Fenster und wissen nicht, was wir als nächstes erblicken werden: die grünen Turbane der Mauren oder die schwarzen Kappen der Milizionäre.

Weder — noch. In ganz Colmenar ist keine Militärperson zu sehen. Die Front liegt fünfundzwanzig Kilometer weiter nördlich.

Der Leutnant will über einen Feldweg, der auf der Karte nicht eingezeichnet ist, quer hinüber nach Antequera. Es dunkelt schon. Wir meutern und beschliessen, geradeaus weiter zu fahren. Von unbekanntem Feldwegen wollen wir nichts wissen. Nach einer halben Stunde erreichen wir die Front bei Alfernate. Sie sieht etwas beruhigender aus als der Sektor, den wir gestern sahen; es gibt betonierte Unterstände zu beiden Seiten der Chaussee.

Aber die Chaussee selbst ist frei. Sie läuft kontinuierlich weiter auf die Rebellenstellung zu, die vier Kilometer vor uns liegt.

Ich frage den Kapitän des Sektors, warum er die Chaussee nicht zerstört habe. Er sagt indigniert, so etwas täte

man nicht: man brauche die Chaussee für eine mögliche Offensive. Die Unterstände zu beiden Seiten genügten, um ein Vorrücken der feindlichen Infanterie zu verhindern.

«Und wenn Tanks kommen?»

Der Kapitän zuckt die Achseln. «Gegen Tanks hilft ohnehin nichts.»

«Dennoch,» frage ich, «was tut ihr, wenn sie kommen?»

«Dann gehen wir in die Sierra.»

(P. S. London, Herbst 1937. — Auf dieser Chaussee brachen fünf Tage später die italienischen Tanks durch, um ungehindert bis nach Malaga zu rollen.)

Montag, den 1. Februar.

Heute endlich bekamen wir die Front von Antequera zu sehen, zu der wir gestern fahren wollten. Es ist die maleischste und verrückteste Front, die ich je gesehen habe.

Wie so ziemlich in ganz Spanien, mit Ausnahme des Sektors um Madrid, ist auch hier «Front» gleichbedeutend mit «Chaussee». Nun führt die Chaussee Malaga—Antequera—Cordoba, unmittelbar ehe sie Antequera erreicht, über einen hohen Gebirgspass. Das Gebirge heisst Sierra el Torcal und ist ein westlicher Ausläufer der Sierra Nevada. Der Pass liegt tausend Meter hoch; über ihm ragt, fünfzehnhundert Meter hoch, ein kahler, spitzer Fels in die Wolken: der Teufelsturm. Da oben auf dem Teufelsturm sitzt Kapitän Pizarro und schaut auf die Chaussee hinunter, ob die Faschisten kommen. Neben ihm ist ein Telephon und ein eiserner Draht. Wenn die Faschisten kommen, dann soll Pizarro in die Etappe hinuntertelefonieren; da er aber überzeugt ist, dass das Telephon gerade in diesem kritischen Augenblick nicht funktionieren wird, hat er den Eisendraht legen lassen, der, achthundert Meter lang, längs des Felsens zur Etappen-Kommandantur hinunterläuft; wenn er oben dran zieht, dann läutet unten eine Glocke. Manchmal kommt ein Vogel und pickt an dem Draht, dann ist unten Alarm.

Das geht jetzt so seit sechs Monaten; seit dem Beginn des Bürgerkriegs hat sich in diesem malerischen Sektor nichts gerührt, ausser den Wolken, die zu Füssen Pizarros aus dem Rebellengebiet ins Regierungsgebiet ziehen und umgekehrt.

Pizarro hat einen langen Bart und behauptet, ein direkter Nachfahre des Entdeckers von Südamerika zu sein. Als er damals, vor sechs Monaten, diesen Posten bezog, hatten seine Leute weder Decken noch Patronen. Die Nächte sind kalt in der Sierra; zu ihren Füssen lag das feindliche Antequera, wo es Patronen und Decken in Fülle geben musste. Kapitän Pizarro fühlte das alte Blut der Conquistadoren in seinen Adern und zog in einer stürmischen Nacht mit einer Handvoll seiner Leute nach Antequera hinunter, machte einen Überfall auf die Depots und holte Decken und Patronen. Bald darauf gingen ihnen die Zigaretten aus. Daraufhin machte Pizarro einen Überfall auf Antequera und holte Zigaretten. Dann kam der Frühling und die Bauern hatten kein Korn zum Säen. Der Alcalde stieg feierlich auf den Teufelsturm hinauf und schlug Pizarro vor, er sollte einen Überfall auf Antequera machen und Saatkorn holen. Und Pizarro machte einen Überfall auf Antequera und holte Saatkorn.

Niemals noch waren in diesem abgeschiedenen Winkel des Bürgerkriegs Journalisten, und gar noch ausländische Journalisten, aufgetaucht. Es wurde eine grosse Festlichkeit. Wir stiegen in die Etappe hinunter, und es wurde ein Schaf geschlachtet, und als wir uns ans Mahl setzten, zog von oben einer an der Glocke und vom Berg gegenüber schoss es Salut.

Pizarro zeigte uns strahlend alle seine Schätze: ein Maschinengewehr (wir mussten jeder ein Stück des Streifens abfeuern); seine Kavalleriepferde (zwei wurden mitten in die Bauernstube hineingeführt, in der das Mahl stattfand, und schnupperten in die Schüssel mit dem Schaf); eine Kiste voller Handgranaten (wir wurden aus Höflichkeit aufgefordert, zu schmeissen, lehnten aber dankend ab). Besonders G. G. hatte es ihnen angetan, erstens, weil sie eine

Frau war, und zweitens Hosen trug und drittens einen Photoapparat hatte. Sie bekam sogar ein lebendes Zicklein geschenkt; es liegt neben meiner Schreibmaschine, während ich dies tippe und klopft mit seinen harten, kleinen Hufen auf den Tisch und jammert nach seiner Mutter; und weiss nicht, dass es ein Symbol ist: das Symbol der exzessiven Gutmütigkeit und Kindlichkeit dieses Volkes, dem man die Mohren auf den Hals geschickt hat.

Natürlich fragte ich auch Pizarro, besessen von meiner fixen Idee, was er zu tun gedenkt, wenn die Tanks kommen. Er sagte:

«Mögen sie kommen! Wir werden sie mit unseren nackten Händen erwürgen, diese Teufelsmaschinen.»

Dienstag, den 2. Februar.

Vormittags Artikel geschrieben. Mittags Besuch bei Sir Peter Chalmers-Mitchell*. Das gepflegte Haus, halb spanisch, halb viktorianisch, und der schöne Garten wirken wie eine verzauberte Oase in dieser Gespensterstadt. Er kam nach Malaga, um hier, wie man so sagt, einen «friedlichen Lebensabend» zu verbringen; — Abenteurernaturen seiner Art scheinen einen besondern Instinkt dafür zu haben, wo man Lebensabende am friedlichsten verbringen kann. Wir freundeten uns an; er lud mich ein, wenn die Sache kritisch wird, in sein Haus zu übersiedeln. Er ist

* Sir Peter Chalmers-Mitchell war ursprünglich Biologe. Er veröffentlichte eine Reihe von Fachwerken und populären Büchern über Zoologie, wurde Sekretär der Zoologischen Gesellschaft von England und ging dann zum Journalismus über. Er wurde Redakteur der «Times» und unternahm 1920 den berühmt gewordenen ersten Flug London-Capstadt. — Im Jahre 1932 gelang ihm die Verwirklichung seines Lieblingsplanes, an dem er dreissig Jahre lang gearbeitet hatte: die Schaffung des Zoologischen Parkes in Whipsnade, der der modernste in Europa ist. Ein Jahr später siedelte er sich in Malaga an, veröffentlichte seine Memoiren und übersetzte spanische Schriftsteller ins Englische; besonders Ramon Sender wurde, dank Chalmers-Mitchells vorzüglicher Übertragung, neuerdings in England populär. Als ich Sir Peter in Malaga begegnete, war er 73 Jahre alt.

entschlossen zu bleiben, was immer geschehen mag. Ich habe das vage Gefühl, dass ich gleichfalls bleiben werde. Diese Stadt und ihr Schicksal üben eine sonderbare und unbehagliche Anziehungskraft aus.

Sir Peter erzählte übrigens, dass er die Anarchisten für die einzigen vernünftigen Leute, die Kommunisten und Sozialisten für bürokratische Reaktionäre halte. Er hatte die gleichen hungrigen Augen wie alle Leute in dieser Stadt, lebt von Zwieback und gebratenen Sardinen und hat, ausser Köchin, Wirtschafterin und Gärtner, noch die Tante der Köchin, die Tochter der Wirtschafterin, Frau und Schwiegermutter des Gärtners zu versorgen; die ganze Sippe wohnt im Gärtnerhäuschen und in der Garage hausen ausserdem an die zwanzig Frauen und Kinder, Flüchtlinge aus dem evakuierten Gebiet. Don Pedro — so nennen sie ihn — lebt unter ihnen wie der alte Scheich eines Beduinenstammes.

Ins Hotel zurückgekehrt, holte ich das Zicklein — wir hatten es Joséfine getauft — aus dem Badezimmer und liess es vom Chauffeur, mit G. G.s Einverständnis, zu Sir Peter schaffen. An den Hals Joséfines hingen wir eine Papierrolle mit einem Zitat aus Platos «Gastmahl»; in dem Text waren alle Worte wie «Mahl», «Gericht» usw. rot unterstrichen, als zarte Andeutung, dass er die symbolische Joséfine nicht in den Wiphsnader Zoo schicken, sondern aufessen soll.

Wenn ich überdenke, was ich in den letzten Tagen gesehen habe, scheint alles hoffnungslos. Aber das Merkwürdige ist diese absolute Ruhe an der Front. Malaga selbst wird jetzt durchschnittlich einmal im Tag aus der Luft bombardiert; — an der Front nicht ein Schuss. Der letzte Rebellenangriff erfolgte gleichzeitig aus zwei Richtungen (von Granada und von Gibraltar aus); seither nichts. Ich gewinne immer mehr den Eindruck, dass aus irgendeinem rätselhaften Grunde, rätselhaft wie vieles andere in diesem rhapsodischen Krieg, die Rebellen die Offensive gegen Ma-

laga aufgegeben haben. Die Stadt ist immer noch ohne Nahrung und ohne Munition; und dennoch sieht es so aus, als ob sie auf wunderbare Weise verschont bleiben würde — eine Wiederholung des Wunders von Madrid am Tage nach dem 6. November, als die Caballero-Regierung nach Valencia flüchtete und Franco nach Belieben zur Puerta del Sol hineinspazieren konnte. Drei Tage später war der Widerstand organisiert und Franco hatte seine Chance versäumt.

Er versäumte sie, weil er die Stärke des Gegners überschätzte. Vielleicht überschätzt uns Queipo ebenso.

Nach einigem Zögern telegraphiere ich an den «News Chronicle»:

«Eindruck bestärkt sich rebellenoffensive malaga abgeblasen.»

Mittwoch, den 3. Februar.

Die Offensive Queipo de Llanos hat begonnen.

Vormittag noch ahnungslos gearbeitet, Zivilgouverneur besucht, durch die Stadt gestrolcht. Mindestens die Hälfte ist in Trümmern; das reinste Pompeji. Die andere Hälfte ist womöglich noch trauriger. Die Mehrzahl der Geschäfte, Büros, Banken usw. geschlossen. Die Leute in den Strassen unglaublich abgerissen, schäbig, hungrig, traurig. Ich war froh, wieder im Hotel zu sein — wir sind inzwischen ins Caleta-Palace übergesiedelt, das etwas besseren Schutz gegen Bombardements gibt und hauptsächlich von Piloten bewohnt ist. Im Zimmer über mir wohnt einer, dessen Beobachter gestern abgeschossen wurde. Er hat die ganze Nacht geweint; es war ein Kommen und Gehen, seine Kameraden versuchten ihn zu beruhigen.

Abends erfuhr ich dann in der Militärkommandantur, dass Queipo de Llano eine massive Attacke im nordwestlichen Sektor angefangen hat. In der Commandanzia lauter bedenkliche Gesichter, Getuschel, Nervosität. Ich habe das Gefühl, dass der letzte Akt der Tragödie begonnen hat.

— Und ich Idiot musste gestern jenes optimistische Telegramm nach London schicken.

Donnerstag, den 4. Februar.

Der gestrige Angriff hatte, überraschenderweise, im Sektor Ardales-El Burgo begonnen, und was noch überraschender ist: er wurde zurückgeschlagen. Sprach mit einem Deserteur, Antonio Pedro Jimenez aus Dos Hermanos bei Sevilla. Er sagte, in Dos Hermanos gäbe es jetzt eine neue Munitionsfabrik, von italienischen Ingenieuren erbaut, von italienischen Arbeitern betrieben. Jede Nacht, sagt er, kommt eine Kolonne von zwanzig bis dreissig Lastautos durch Dos Hermanos, mit italienischer Infanterie für die Front.

Besuchte nachmittags Sir Peter; er hat Joséfine aufgegessen. Seine Zigaretten und Streichhölzer gehen auch zur Neige, er hat sie in Rationen eingeteilt, die für weitere zwanzig Tage ausreichen. Aber er hat noch einen schönen Vorrat von Gin, italienischem Wermut und spanischem Weisswein, der uns, auf nüchternen Magen genossen, steil zu Kopf stieg.

Ohne Alkohol geht es nicht. In Madrid, während der schweren Bombardements, konsumierte die Presse unwahrscheinliche Mengen von Xerez und Cognac; dennoch habe ich niemals einen von uns betrunken gesehn. Man muss dem äusseren Druck einen gewissen inneren Druck entgegensetzen; man behält einen völlig klaren Kopf, aber die krasse Wirklichkeit spiegelt sich in der Wahrnehmung wohlthätig gedämpft, mit gleichsam herabgesetztem Realitätsgrad. Und man hat keine Angst.

Ging nachher ins Hauptquartier, fragte Commander Alfredo wie es stünde. Er sagte: «Ça va mal»; der Feind greift gleichzeitig an allen Sektoren an. Fragte, wie lange seiner Meinung nach die Stadt sich halten kann. Er meinte: höchstens noch drei Tage. Unmöglich zu kabeln; die Zensur lässt nichts mehr durch.

Freitag, den 5. Februar.

Seit neun Uhr früh bombardieren die Kreuzer «Canarias», «Balears», «Almirante Cervera» und drei kleinere Rebellenkriegsschiffe die Küste im Osten und Westen von Malaga. Wo sind die Kriegsschiffe der Republik? Unsichtbar. Die Rebellen sind die unumstrittenen Herren zu Wasser und in der Luft. Keine Lebensmittel, keine Munition. In der Stadt die ersten Symptome der Panik. Erfahre, dass der Zivilgouverneur L. A. nach Valencia desertiert ist. Der letzte Telegraphendraht bei Motril zerstört. Versuche durch Marconigramm via Gibraltar mit London Verbindung zu bekommen, weiss aber nicht, ob meine Kabel London erreichen.

Am frühen Nachmittag kommen widersprechende Nachrichten von den Fronten. Um 5 beschliessen G. G. und ich, die Küste hinunterzufahren, um selbst zu sehen, was los ist. Wir sind die letzten Journalisten in Malaga — was sonst noch an Kollegen da war, hat sich davongemacht.

Wir kommen glatt bis Torremolinos. Dort sagt uns der Kommandant, es sei nicht ratsam, die Küstenstrasse weiterzufahren, vor Fuengirola liege die komplette Flotte Queipo de Llanos und schiesse unsere Front zu Klump. Die Kriegsschiffe machten sich einen Spass daraus, Autos auf der Küstenstrasse zur Zielscheibe zu nehmen. Vormittags sei ein Sergeant mit drei Zivilgardisten im fahrenden Auto von einem Schiffsgeschoss getroffen worden: «es blieb nicht so viel von ihnen übrig ...» und er zeigt uns ganz begeistert das Schwarze unter seinem Nagel.

Wir lassen G. G. in Torremolinos zurück und fahren weiter, der Chauffeur und ich. Wir kommen durch Fuengirola; dahinter ist eine Kurve und eine Bucht. In der Bucht liegen in hübsch gerader Linie «Balears», «Almirante Cerveras» und drei kleinere Kriegsschiffe, kaum eine Meile vom Ufer und feuern Salven, wie bei einer Parade. Es ist keine einzige Batterie da, um ihnen zu antworten. Nur ein Maschinengewehr bellt von der Küste in ohnmächtiger Wut.

Wir lassen den Wagen hinter einem Gebüsch und gehen zu Fuss weiter. Hinter der nächsten Kurve steht eine ganze Kolonne von Lastwagen mit Lebensmitteln und Munition. Die Chauffeure haben sich geweigert, weiterzufahren, «weil es zu gefährlich ist». Die Front, das heisst die jämmerliche Steinbarrikade, die wir vor einer Woche sahen, — ist seit vierundzwanzig Stunden ohne Verpflegung. Es ist zum Lachen, dass Queipo fünf Kriegsschiffe aufbieten muss, um diese armselige Stellung zu zerschliessen. Offenbar überschätzt er auch hier die Verteidigung.

Die Strasse läuft jetzt direkt am Wasser entlang. Landeinwärts ist eine Böschung; dahinter liegt eine Kompanie Miliz versteckt. Die Leute wurden hierhergeschickt, um einen nächtlichen Landungsversuch der Rebellen im Rücken der «Front» zu verhindern. Sie rufen uns zu, wir sollen uns ducken; wenn die auf den Schiffen in einem Fernglas einen Kopf auftauchen sehen, pfeffern sie gleich her. Die Schiffe liegen uns genau gegenüber, aber sie schiessen im Winkel nach der Front, die ungefähr eine Meile weiter ist.

Es ist wie im Film. Man hat das Gefühl, direkt in die Geschützrohre hineinzusehen. Erst sieht man das Aufflammen des Mündungsfeuers; dann den Rauch, dann hört man die Detonation des abgefeuerten Schusses, dann das Pfeifen des Projektils, dann den Aufschlag und die Explosion.

Das reinste Paradeschiessen.

Nach etwa zehn Minuten setzt sich die Flotte langsam, parallel zur Küste, in Bewegung; Richtung Malaga. Die Einschläge kommen näher: 500, 200, 100 Meter. Wir kleben mit jedem Glied an der Erde, machen uns flach wie Flundern. Wir wagen nicht einmal zu flüstern — als ob man es auf den Schiffen hören könnte. Der letzte Einschlag überschüttet uns mit einem Erdregen. Dann werden die Schüsse seltener und die Flotte dampft vorbei.

An der «Front» ist alles still. Sie existiert nicht mehr. Logischerweise müsste die Rebelleninfanterie jetzt vorstossen. Aber es ist dunkel und im Dunkeln greifen die Spanier nicht gern an. Wahrscheinlich kommen sie erst morgen früh.

Ich hatte Commander Alfredo zum Abendbrot ins Hotel eingeladen; ich dachte, er werde nicht kommen, aber er kam, pünktlich um acht, und brachte die letzten Neuigkeiten mit. Alfernate ist gefallen; Ventas de Zefareya ist gefallen. Das bedeutet das Ende.

G. G. sagt, dass sie morgen fahren will; dann werde ich der letzte Mohikaner sein.

Samstag, den 6. Februar.

Am Vormittag gleich zwei oder drei Luftbombardements — die ständigen blinden Alarme bringen einen so durcheinander, dass man gar nicht mehr richtig zählt. Auch die Toten zählt man nicht mehr. Es sind ihrer gewöhnlich vier, fünf oder sechs; die Herren schmeissen nur noch kleinere Kaliber, mehr um Panik zu säen als um Schaden anzurichten, sie fühlen sich bereits als Eigentümer der Stadt.

Seit Donnerstag ohne Nachricht aus London; das bedeutet, dass meine letzten Kabel nicht mehr durchgekommen sind. Ging ins Gobierno Civil, wollte über den Sender von Malaga ein SOS in die Welt schicken, um mitzuteilen, dass italienische Truppen im Begriffe sind, in die Stadt einzumarschieren. Aber im Gobierno Civil hatten alle die Köpfe verloren. Ging ins Hauptquartier; aber Villalba hatte sich unsichtbar gemacht und hat Orders hinterlassen, dass «la presse» — la presse, c'est moi — nichts über die militärische Lage kablern darf, ausgenommen optimistisches Propagandazeug. Militärs glauben immer, dass wenn sie in ihren Heeresberichten Niederlagen in Siege umtaufen, schliesslich wirklich Siege daraus werden und die Toten auferstehen. Sie glauben an die magische Wirkung der Propaganda, wie Buschmänner an die Beschwörungsformeln ihrer Medizinmänner.

Währenddessen hat sich G. G. zur Abreise fertig gemacht; ein Funktionär nimmt sie in seinem Wagen mit nach Valencia. Ich habe noch gerade Zeit, ein paar Zeilen auf einen Zettel zu kritzeln, die sie von Valencia aus an

die Redaktion des «News Chronicle» in London durchtelefonieren soll: «Malaga verloren; K. bleibt, versucht raschestens Ernennung Sir Peter Chalmers-Mitchells zum provisorischen Honorarkonsul zu erwirken, um bevorstehendes Gemetzel zu mildern.»

Am Nachmittag beginnt der allgemeine Exodus aus Malaga. Die Chaussee nach Valencia wird zum Flussbett eines Stroms von Lastautos, Wagen, Maulesel, Karren, Fussgängern — verzweifelten, zeternden, zankenden Leuten.

Dieser Strom saugt alles mit sich fort: Zivilisten, desertierende Milizionäre, desertierende Offiziere, den Zivilgouverneur, Teile des Generalstabs. Er saugt Malaga die Widerstandskraft aus den Adern, seinen Glauben, seine Moral. Nichts kann seiner magnetischen Wirkung widerstehen. Die Strasse nach dem Osten ist eine Einbahnstrasse geworden. Aus der Hauptstadt kommt nichts mehr durch: keine Munition, keine Nahrung, kein Organisator, kein Retter — obwohl es immer noch Zeit wäre.

Niemand kennt das Schicksal des Stromes, sobald er sich hinter der ersten Kurve im Osten verliert. Böse Gerüchte gehen in Malaga um: die Rebellen haben bereits den nächsten Ort im Osten, das dreissig Meilen entfernte Velez, besetzt, der Flüchtlingsstrom fliesst in eine Todesfalle. Ein anderes Gerücht besagt, die Strasse sei noch frei, aber unter dem Feuer der Kriegsschiffe und Flugzeuge, die mit Maschinengewehren die Flüchtlinge niedermachen*.

Aber nichts kann den Strom aufhalten, er fliesst, fliesst, und wird aus den Quellen der Todesangst stetig gespeist.

Um vier Uhr entschliesse ich mich nachzusehen, was in Velez vorgeht. Mein Chauffeur, obwohl ehemaliger Mili-

* Ich habe später erfahren, dass der Strom der Flüchtlinge unterwegs dezimiert worden ist. Die Flugmaschinen der Sieger kamen bis auf achtzig Meter herab und nahmen sie unter Maschinengewehrfeuer.

Eine Anzahl von Frauen wurde während des tagelangen Fussmarsches, unter der ständigen Bedrohung durch die über ihren Köpfen kreisenden Flugzeuge wahnsinnig. Etwa zehn stürzten sich, einige mit ihren Kindern in den Armen, ins Meer. Diese Vorgänge spielten sich am Montag den achten, und Dienstag den neunten Februar ab. Die obige Tagebuchstelle datiert vom Sonnabend vorher.

zionär, ist von der Panik angesteckt; er versucht mich zu überreden, dass wir über Velez gleich nach Valencia weiterfahren und nicht mehr zurückkommen sollen. Ich sage, um ihn zu beschwichtigen, dass wir uns in Velez entscheiden werden. Als der Wagen vorfährt, sehe ich, dass unser ganzes Gepäck drin verstaubt ist.

Wir lassen uns vom Strom bis zu der kleinen Gabelung hinuntertragen, die von der Küste nach Norden abzweigt. Die Ortschaft Velez selbst liegt einige Meilen landeinwärts. Die Strasse ist noch frei. Wir fahren nach Velez ein.

In Velez herrscht das Chaos. Die Milizionäre der geschlagenen Armee haben die Stadt überschwemmt, sie liegen schlafend auf dem Strassenpflaster, unter den Torbögen, auf den Marmortischen der Cafés. Sie haben jede Ähnlichkeit mit Soldaten verloren; es sind schmutzige Kleiderbündel mit einer fröstelnd-nackten Kreatur darin. Wenn sie nicht schlafen, rotten sie sich an den Strassenecken zusammen, drehen sich Zigaretten, blicken aus bleiernen Augenhöhlen nach dem nördlichen Stadteingang, ob die Sieger und Schlächter schon kommen. Diese Menschen sind fertig. Sie haben sich mit Steinwürfen gegen Tanks verteidigt. Man hat Hetzjagd mit ihnen gespielt: sie waren die Füchse, die Tanks die Meute. Vier von fünf wurden umgelegt. Die man lebend fing, stachen mit ihren Messern; und als man ihre Hände band, bissen sie.

Unser Wagen wird sofort von einer Gruppe anarchistischer Milizen umringt. «Der Wagen ist requiriert.» «Zu welchem Zweck?» «Um die Brücke vor Ventaz in die Luft zu sprengen.» «Aber die ist doch schon gesprengt.» «Red nicht und geh aus dem Wagen.» Nach einigen Palavern überrede ich den Anführer, dass er zuerst mit mir zur Commandanzia fährt. Die Commandanzia ist ausgestorben. Ein schläfriger Zivilgardist fängt im Patio Fliegen. «Wo ist der Kommandant?» «Wenn Sie den Kommandanten sprechen wollen, müssen Sie ein schriftliches Gesuch einreichen.» «Sind Sie verrückt geworden? Die Faschisten stehen drei Kilometer vor der Stadt.» «Machen Sie keine Witze. Die Front ist fünfzig Kilometer von hier in den Bergen.»

«Mann, hören Sie nicht das Maschinengewehr? Das sind die Faschisten.» Als er endlich begriffen hat, reagiert der Zivilgardist auf eine sonderbare Art: er greift sich mit beiden Händen an den Kopf, glotzt uns an und rennt plötzlich davon. Aus irgendeinem Grunde rennt der Anarchist hinter ihm her und verschwindet gleichfalls.

Wir fragen in den Strassen herum, wo der Kommandant ist; niemand weiss es und niemand will es wissen. Endlich finden wir ihn in einem Gasthaus. Ein völlig erschöpfter Mann, der seit mindestens zwei Tagen nicht mehr geschlafen hat und der ruhig zwei Milizionären zuhört, die beide gleichzeitig wild gestikulierend auf ihn einreden, während er sich sorgfältig eine Orange schält.

«Wenn Sie von einer Zeitung sind, sehen Sie sich um und ich brauche Ihnen weiter nichts zu erzählen.» «Was ist mit der Brücke von Ventaz?» «Wir haben sie vor zwei Stunden in die Luft gesprengt.» «Wie lange werden die andern brauchen, um eine Notbrücke zu bauen?» «Zwölf Stunden.» «Und dann?»

Der Kommandant antwortet nicht. Er schält sich, mit der gleichen Sorgfalt, eine neue Orange. Dann fragt er:

«Fahren Sie nach Malaga zurück?»

Der Chauffeur: «Nein, nach Valencia.»

Ich: «Ja, nach Malaga zurück.»

Er schaut uns beide an und sagt nach einer Pause:

«Da Sie also nach Malaga zurückfahren, nehmen Sie bitte meinen politischen Kommissar mit. Ich habe keinen Wagen. Vielleicht kann er ein bisschen Munition für uns auftreiben.»

«Malaga hat auch keine Munition.»

«Ich weiss es. Trotzdem.»

Wir kämpfen uns gegen den Strom nach Malaga zurück, der Chauffeur, ich und der Kommissar. Der Chauffeur beklagt sich, dass jemand seine Zigaretten aus dem Wagen gestohlen hat, während wir beim Kommandanten waren. Der Kommissar fragt ihn, ob er im Augenblick keine anderen Sorgen habe; und er antwortet, kreideweiss, trotzig: «Nein.»

Der Kommissar hält während der ganzen Fahrt optimistische Reden: Velez fällt nicht, Malaga fällt nicht, unsere tapfere Miliz weicht keinen Schritt, etcetera. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt, seit sieben Jahren Mitglied der sozialistischen Jugend. Er weiss alles über die Lage und er weiss, dass ich alles weiss und dass spätestens morgen die Welt es auch ohne mein Dazutun wissen wird. Aber sein Denkmeechanismus ist so stark auf Propaganda eingefahren, dass er unfähig ist, die Realität zu erkennen.

Sobald wir Malaga erreicht und den Kommissar vor dem Hauptquartier abgesetzt haben, erklärt der Chauffeur kategorisch, dass er nicht länger bleibe. Im Grunde genommen habe ich weder das moralische Recht noch die Macht, ihn jetzt noch hier zu behalten; ich ersuche ihn bloss, mein Gepäck in Sir Peters Haus zu schaffen, da jener kritische Augenblick gekommen zu sein scheint. Zwanzig Minuten später hat der Strom Chauffeur und Wagen verschluckt — und damit meine letzte Chance, von hier noch wegzukommen.

Es dämmt. Ich fühle mich plötzlich sehr einsam, und setze mich auf die Treppe vor dem Hauptquartier. Commander Alfredo kommt entlanggeschlendert und setzt sich neben mich. Nach einer Weile sagt er:

«Das ist wahrscheinlich unsere letzte Nacht. In ein paar Stunden wird die Strasse abgeschnitten sein und sie werden uns abschlachten wie Ratten in einer Falle.»

«Was wirst du tun, wenn sie kommen?»

Er klopft gegen seinen Revolver: «Ich hab' noch fünf Patronen. Vier für die Faschisten, die fünfte für mich.»

Ich habe das unbehagliche Gefühl, dass all das Theater ist, und dass Alfredo und der Kommandant von Ventas und der Anarchist und der Chauffeur — dass wir alle, mich selbst mitinbegriffen, ein kindlich-pathetisches Stück auf-führen, ohne von der niederträchtigen Realität des Todes eine Vorstellung zu haben.

Es ist inzwischen völlig dunkel geworden; und in der Finsternis wirkt der dumpfe Donner der Batterien und das

heisere Gebell der Maschinengewehre weniger beängstigend als melancholisch.

Alfredo nimmt mich in die Offizierskantine mit. Ich stopfe meine Taschen mit trockenem Brot voll und kaufe noch zwei Flaschen Cognac. Dann wandre ich durch die stumme, finstere Stadt nach dem Hügel, auf dem Sir Peters Haus steht, mit der britischen Flagge auf dem Dach.

Sonntag, den 7. Februar.

Schon beim Frühstück um 9 Luftangriff. Das Getöse der Artillerie und der Maschinengewehre hört jetzt überhaupt nicht mehr auf. Etwas später noch ein Luftangriff. Eine der Maschinen fegt kaum vierzig Meter hoch über unser Dach, heulend und Kugeln spritzend. Lola, Sir Peters Küchenmädchen, bekommt einen hysterischen Anfall.

Wir besteigen den uns gegenüberliegenden Hügel, um Ausschau zu halten. Man hört hier das Bombardement deutlicher, sieht da und dort weisse Rauchwölkchen, aber es ist dennoch unmöglich, sich ein Bild von der Lage zu machen.

Auf dem Rückweg sehen wir, dass aus den Fenstern der Nachbarvilla dicker Qualm strömt. Die Villa und der grosse Park rundherum gehören einem reichen Spanier, der ins Ausland geflüchtet ist. Jetzt dient sie als provisorisches Hospital. Nach einiger Zeit wird der Rauch dünner und hört dann gänzlich auf. Es hat sich nicht um eine Bombe, sondern um einen Zufallsbrand gehandelt. Dass es so etwas auch noch gibt ...

Nach dem Lunch — «Lunch» ist eine Übertreibung — ging ich in die Stadt hinunter. Seit gestern nachmittag hat sich die Physiognomie der Stadt stark verändert; die Strassenbahnen fahren nicht mehr, alle Geschäfte sind geschlossen, an den Strassenecken stehen die Leute in Gruppen herum. Und auf allen Gesichtern in der Strasse der gleiche hilflose Ausdruck, die Verzweiflung liegt auf ihnen wie graue Spinnweben. Die Sonne brennt, der Himmel ist

flammend blau, nie hat sich der Tod auf so prächtigen Schwingen einer Stadt bemächtigt. Während ich die Caleta-Brücke passiere, kommt ein Geschwader von sechs Rebellenfliegern angebraust, sie fliegen so unverschämt tief, dass man sehen kann, wie einer den Kopf aus der Karosserie beugt, um die Wirkung der Bomben besser zu sehen. Ich suche Deckung unter der Brücke; da hocken zwei Milizionäre neben einer Flasche Schnaps; der eine singt die «Internationale», der andre, gedämpfter und mit einem stupiden Lächeln, die Faschisten-Hymne der Phalanx. Ich fühle plötzlich, wie die Angst mich anzustecken beginnt.

Ich komme ins Hauptquartier, es sieht wie ein Nachtasyl aus; auf den Tischen, auf dem Parkett, schlafende, unmenschlich aussehende Männer. Während ich darauf warte von Villalba empfangen zu werden — ich habe immer noch diese SOS-Idee im Kopf — taumelt ein völlig erschöpfter Unteroffizier herein. Er kam auf einem Motorrad von der Front, sein Ärmel ist durchschossen; er wird sogleich zu Villalba geführt. Ich schliesse mich ihm an, ohne dass mich jemand hindert.

«Was gibt's?» fragt ihn Villalba.

«Sie kommen mit fünfzehn Tanks die Strasse von Colmenar herunter.»

«Wo sind sie jetzt?»

«Vor einer Stunde waren sie acht Kilometer von hier.»

«Widerstand?»

«Null. Unsere Leute werfen ihre Gewehre fort und schlagen sich in die Sierra.»

«Danke.»

Der Sergeant legt sich unter einen Tisch und schläft gleich ein. Villalba hat eine rasche, geflüsterte Unterhaltung mit einigen Offizieren seines Stabes. Er erteilt seinem Adjutanten einen Befehl und alle verlassen das Zimmer.

Ich stelle mich Villalba in den Weg. «Was wollen Sie noch?» sagt er etwas heiser, «ich habe jetzt keine Zeit. Alles, was ich Ihnen sagen kann ist: die Lage ist ernst, aber Malaga wird sich verteidigen.»

«Wohin gehen Sie?» fragte ich. Aber er ist schon aus der Tür.

Ich gehe zum Fenster und schaue hinunter. Villalba und sein Gefolge steigen in ein Auto. Alle Welt sieht etwas ratlos und verlegen drein. Der Wagen fährt ab.

«Wohin ist er gefahren?» frage ich einen Offizier, den ich kenne.

«Er ist desertiert», sagt der Offizier mit ruhiger Stimme.

«Es war seine Pflicht, zu gehn», sagt ein anderer. «In einer Stunde werden wir abgeschnitten sein und er ist der Oberstkommandierende der gesamten Südfront; folglich musste er gehn.»

«Wie kann er die Operationen leiten, wenn wir abgeschnitten sind?» frage ich.

«Er ist desertiert», wiederholt der erste.

«Wer ist jetzt der Chef?» frage ich.

«Der Chef?» Alle blicken überrascht drein. Keiner weiss es.

Ich gehe in ein anderes Zimmer. Da sitzt der junge Commander Alfredo hinter einer Schreibmaschine. Es ist alles wie ein böser Traum. Ich bemerke, dass er die rote Hälfte des Farbbandes benutzt. Ich lese:

«An alle, die es betrifft. Es wird hiermit bestätigt, dass Commander Alfredo G. in einer dringenden Mission nach Valencia abkommandiert ist. Alle Posten haben ihn passieren zu lassen.»

«Du auch, Alfredo?» frage ich.

Er läuft rot an: «Und du auch. Ich nehme dich in meinem Wagen mit. Es ist alles aus.»

Das ist kein Theater mehr. Ich fühle, wie mir die Angst unter die Haut kriecht.

Im Hof finden wir X., einen gemeinsamen Freund; er kommt aus dem Bett, mit vierzig Grad Fieber, hustet und spuckt.

«Komm», sagt Alfredo. «Es ist alles aus.»

«Schert euch zum Teufel, ich bleib hier», sagt X.

«Villalba ist auch fort. Wenn du nicht kommst, schleppen wir dich mit Gewalt in den Wagen», sagt Alfredo, mit Tränen in den Augen.

«Scher dich zum Teufel», sagt X. (Er ist jetzt tot. Achtzig Prozent der Leute, die in dieser Geschichte vorkommen, sind jetzt tot.)

Wir steigen in Alfredos Wagen. Alfredos Schwester ist in dem Wagen und Alfredos Mutter und noch zwei Weiber und alle heulen und reden durcheinander.

Als der Wagen losfährt, fällt mir Sir Peter ein; seit einer Stunde hatte ich ihn vollständig vergessen.

«Wir müssen meinen alten Freund mitnehmen», sage ich zu Alfredo.

«Unmöglich», sagt der Chauffeur. «Die Faschisten haben die Neue Strasse besetzt. Sein Haus ist abgeschnitten.»

«Aber ich bin erst vor zwei Stunden dort gewesen.»

«Sie sind seither in die Stadt eingerückt. Hören Sie das Maschinengewehr?»

Ich zögere. Der Wagen passiert die Stadtgrenze. Wir fahren langsam den Zug der Flüchtlinge entlang; alles starrt uns an, die Bonzen, privilegierte Besitzer eines Wagens, mit Neid und Hass.

Ein hysterisches Ekelgefühl packt mich; mit meinen Nerven ist's aus. «Halt», sagte ich zum Chauffeur. «Ich geh' zurück.»

«Weiterfahren», sagt Alfredo.

Ich springe aus dem Wagen. Alfredo fuchtelt mit den Armen herum. Der Wagen verschwindet in der Menge.

Wieder dämmert es. Langsam wandere ich zu Sir Peters Haus zurück. Die Rebellen sind noch nicht da.

Sie kamen erst am nächsten Tag.

III.

Sie kamen am Montagnachmittag . . .

Doch noch ist es Sonntag. Noch wäre Zeit zu fliehn. Es dämmert, und die schweren Schatten der andalusischen Nacht senken sich rasch auf die sterbende Stadt herab. Es gibt kein elektrisches Licht mehr, keine Strassenbahnen, keine Polizisten an den Strassenecken. Nur Finsternis, und die unheimliche, vage Akustik der Angst: ein Schuss, eine Explosion, ein grölender Schrei, ein Winseln um die Strassenecke.

Finsternis, überall ist Finsternis. Milizionäre rennen durch die Strassen, kopflos, ziellos. Weiber in schwarzen Mantillen huschen die Häuser entlang. Irgendwo splittert Glas, die zertrümmerte Fensterscheibe eines Autos.

Es mag eine halbe Stunde her sein, seit ich an der Stadtgrenze aus Alfredos Wagen sprang und durch die dunklen Strassen irre. Es ist alles wie eine Halluzination. Es gibt keine kommandierende Gewalt mehr in der Stadt, keine Behörden, keinen öffentlichen Dienst; das Gerippe des Stadtkörpers ist aufgeweicht, seine Nerven, Sehnen, Muskelstränge sind zerfallen. Was ist die Agonie eines Individuums gegen die Agonie einer Stadt! Das Sterben ist ein schlichter biologischer Prozess; aber wenn eine Stadt stirbt, gerät das Fundament der Zivilisation selbst aus den Fugen. Der Steuerzahler wird wieder zum Herdentier und in seinen kurzsichtigen Augen, hinter Brillen und geschliffenen Gläsern, sitzt die archaische Angst.

Es ist Sonntagnacht, der siebente Februar neunzehnhundertundsiebenunddreissig; in aller Öffentlichkeit wird hier eine neue Bartholomäusnacht bereitet. Eine fremde Invasionsarmee sitzt bei ihren Biwakfeuern hinter den Hügeln, um morgen in diese Strassen einzubrechen und sie mit dem Blut von Menschen zu überschwemmen, deren

Sprache sie nicht versteht, gegen die sie keinen Krieg führt und deren Leben ihr gestern fremd war — und so gleichgültig wie morgen ihr Tod.

Sir Peters Haus steht auf einem Hügel, eine halbe Meile ausserhalb der Stadt. Ich verirre mich auf den dunklen Feldern und gerate vor das Parktor eines grossen, villenartigen Baus. Ich vermute, dass es das Hospital ist, das wir heute früh brennen sahen. Jetzt ist es dunkel und verlassen, ein verwunschenes Schloss. Ich klopfe lange an der Tür des Pförtnerhäuschens — nach einer Weile erscheint der Pförtner mit einem Revolver in der Hand. Der ganze Mann zittert; der Revolver zittert mit.

«Ist hier das Hospital?»

«Hier ist kein Hospital.»

«Was ist das denn für ein Haus?»

«Das ist Señor Bolins Haus.»

Bolin — der Name ist mir bekannt, auf eine unangenehme Weise bekannt: Bolin hiess der Pressechef der Rebellen in Sevilla. Ein sehr seltener Name in Spanien. Der Zufall, sofern es ein Zufall ist, erhöht mein Unbehagen. Ich frage den Pförtner, ob er wisse, wo das Haus von Don Pedro liegt. Er zeigt mit dem Revolver nach links: «Dort — gleich in der Nachbarschaft.»

«Wenn es das Nachbarhaus ist, dann ist das hier also doch das Hospital?»

«Hier ist kein Hospital. Hier war ein Hospital. Aber ab morgen ist es wieder Señor Bolins Haus.»

So ist das also. Der Mann zittert nicht mehr; er hat sichtlich die Oberhand gewonnen. Er schlägt mir die Tür vor der Nase zu; aber während ich noch unschlüssig herumstehe, kommt seine Frau heraus und führt mich mit einer brennenden Kerze über die Felder zu Sir Peters Garten hinüber. Das ist entweder Menschenfreundlichkeit — oder das Pförtnerpaar weiss doch noch nicht so ganz sicher, was der Morgen bringen wird. In solchen Situationen hat die einfachste menschliche Handlung ihre komplizierten diplomatischen Hintergründe.

Sir Peter sitzt bei einer Petroleumlampe an seinem Schreibtisch, er hat offensichtlich keine Ahnung davon, was draussen vorgeht; eine vollendete viktorianische Idylle im Weltuntergang. Ich komme mir vor wie Hiob; ausserdem habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich zu spät zum Essen komme.

Wir essen bei Kerzenschein feierlich unsre gebratenen Sardinen und trinken den schönen Weisswein dazu. Lola, die Sinn für Humor hat, serviert die vier Stück rachitischer Sardinen auf einer silbernen Paradeschüssel und hat die schönsten Kristallgläser auf den Tisch gestellt. Auch sie spielt «die letzten Tage von Pompeji», aber ihre Augen sind verweint.

Wir besprechen unsere Chancen; sie sind nicht günstig. Sir Peter hat in den «Times» zwei offene Briefe gegen die Rebellen veröffentlicht und während eines Besuchs in London Vorträge gehalten, in denen er für die Madrider Regierung eintrat; seine Sympathie für die «Roten» ist allgemein bekannt. Ich selbst hatte im Hauptquartier Queipo de Llanos ein Abenteuer erlebt, das mir einen Steckbrief der Rebellen eintrug und auf das ich noch zu sprechen komme; ausserdem hatte ich vor einem Monat jenes Buch über Spanien veröffentlicht, das General Queipo kaum zur besonderen Freude gereicht haben kann. Diesem Sündenregister hatten wir nur ein Argument zu unserem Schutz entgegenzusetzen: die englische Fahne auf dem Hausdach. Und die war zurzeit kein sehr wirksames Argument. Das Wetter hatte sie arg zerzaust und sie drehte sich, hilflos flatternd, mit dem Wind.

«Dennoch,» sagt Sir Peter, «ich bleibe hier. Sehen Sie, Malaga hat zweihunderttausend Einwohner. Morgen kommen die Rebellen herein und werden vielleicht fünfzigtausend erschossen. Die Konsuln sind fort, die Welt ist am Schicksal Malagas desinteressiert, die Leute können hier machen, was sie wollen. Wenn sie erfahren, dass ich hier bin, ein distinguirter ausländischer Zeuge sozusagen, dann erschossen sie vielleicht nur vierzigtausend. Und selbst wenn meine Anwesenheit keinen Unterschied machen sollte,

bleibe ich da; ich will, falls ich es überlebe, der Welt nachher sagen können, was in Malaga geschah. Niemals bisher, weder in Bajadoz noch in Toledo, hat ein Ausländer gesehen, was die Rebellen machen, wenn sie in eine eroberte Stadt hineinkommen. Ich glaube, das lohnt das Risiko.»

Dann versucht er mich zu überreden, dass ich mich doch noch davonmachen soll, da ich noch schwerer kompromittiert sei als er. Ich wiederum versuche ihm zu beweisen, dass ich ihn unmöglich allein lassen könne; schliesslich sei er ein Mann von 73 und ich 32. Trotz der solennen Stimmung — dieses Argument hörte Sir Peter nicht gern.

Zwischendurch tranken wir den schönen Weisswein; Lola erneuerte die Kerzen und servierte uns mit Gönnermiene jedem einen Löffel voll Himbeermarmelade; und es war wirklich ein wenig wie «der letzte Tag von Pompeji».

Dann gingen wir auf die Terrasse und sahen fern über den dunklen Hügeln eine Reihe von hell leuchtenden Punkten, wie eine elektrische Girlandenkette bei einem Sommerfest, die sich kaum merklich bewegten; — es waren die Rebellentanks, die von den Bergen von Colmenar herunterkamen. Der Anblick kühlte uns etwas ab. Sir Peter ging auf sein Zimmer und kehrte mit zwei metallenen Etuis zurück, die aussahen, wie die Behälter von Patent-Rasierapparaten. Es war aber in jedem eine Morphiumspritze drin, mit je einer Reservenadel und eine Tube.

«Sehen Sie,» sagte Sir Peter, «ich habe die Abbildungen in Ihrem Buch gesehen» — er meinte die Photographien der gefolterten und verstümmelten Opfer Francos — «und diese Perspektive lockt mich nicht. Ich möchte nicht, dass die mich lebend bekommen.»

Dann erklärte er mir mit wissenschaftlicher Gründlichkeit — er ist Ehrendoktor zweier Universitäten —, wie man eine Morphiumspritze handhabt. Die Tube enthielt genug Tabletten, um den Scheusslichkeiten aller Bürgerkriege zu entrinnen.

«Man muss natürlich die Nadel vor dem Einstich über einer Flamme desinfizieren,» erklärte Sir Peter, «sonst kriegt man ein Phlegmon.»

Ich bemerkte, dass es in der fraglichen Situation auf ein Phlegmon mehr oder weniger wohl nicht mehr so sehr ankommen würde. Sir Peter meinte, dass die Bemerkung logisch zutreffend sei.

Ich ging ins Badezimmer und übte subkutane Injektionen. Durch das kleine Fenster sah ich, wie die Tank-Girlanden langsam näher kamen und hatte dennoch das Gefühl, eine völlig absurde Tätigkeit zu üben, für die mein Vater mir früher Prügel versprochen hätte.

Nachher gingen wir zu Gin mit Wermut über. In den Bergen war es still geworden, aber aus der Stadt klangen vereinzelte Schüsse herauf und mitunter das kurze Aufbellen eines Maschinengewehrs. Wir hatten den Ehrgeiz, diese Laute zu ignorieren und uns im Gespräch nicht stören zu lassen. Es lag ein bewusster Snobismus darin, aber wir fanden wohl, dass in der obwaltenden Situation ein bisschen Snobismus entschuldbar und sogar angebracht sei. Sollten wir uns erzählen, dass es doch nur darauf ankam, unsre Angst vor dem Morgen in Schnaps und Philosophie zu ersäufen? Das wussten wir ohnehin.

* * *

Am nächsten Tag ist Malaga gefallen.

Wir frühstückten um acht Uhr auf der Terrasse, um dem Bombardement zuvorzukommen. Das Bombardement begann gewöhnlich erst um neun — Spanier schlafen lange, auch wenn sie Krieg führen — und wir wollten gerne wenigstens unsern Tee ungestört zu Ende trinken.

Nach dem ersten Schluck aus der Tasse erschienen drei Kriegsschiffe auf dem Rand des Meeres — des Meeres, das sich immer gleich unschuldig und blau und faul unter der Terrasse dehnte — und sie steuerten mit Volldampf auf den Hafen zu.

Sie kamen rasch näher und änderten nicht den Kurs. Als sie nur noch einige Kilometer entfernt waren, musste erfahrungsgemäss das Bombardement beginnen; aber sie schossen nicht. Sie schleiften ihre Rauchfahnen hinter sich

her und hielten direkt auf den Hafen des zur Zeit immer noch republikanischen Malaga zu.

Sollten endlich die Kriegsschiffe der Republik aus Carthagena uns zu Hilfe gekommen sein? Einige Minuten lang glaubten wir daran, glaubten an eine wunderbare Rettung in zwölfter Stunde; dann sahen wir durch das Fernglas die Fahnen der Rebellen, die rot-gelb-roten Farben der spanischen Monarchie.

Kurz nach neun liefen die Kreuzer in den Hafen von Malaga ein. Wir erwarteten immer noch, dass sie zu schießen beginnen würden.

Aber sie schossen nicht. Die Küstenbatterien blieben stumm und die Geschütze der Kriegsschiffe blieben gleichfalls stumm und ihre Fahnen hingen schlaff am Mast. Das war alles.

Wir verstanden nicht mehr, was vorging. Wir wussten nicht mehr, was unten in der stummen Stadt geschah.

Aber wir machten weiter fleissig unsere Notizen.

Montag, den 8. Februar 1937 (Tag des Falles von Malaga).

8 Uhr: Beobachten während des Frühstücks durch das Fernglas, wie drei Rebellenkreuzer mit der Bourbonenflagge in den Hafen von Malaga einfahren. Warten auf die Schüsse; aber sie schiessen nicht.

8 Uhr 30: Acht Rebellenflugzeuge kreisen über der Stadt. Aber sie schmeissen keine Bomben.

9 Uhr: Um diese Stunde beginnt gewöhnlich die Artilleriebeschichtung. Heute nicht ein Schuss. Sonnenschein und gespenstige Stille.

9 Uhr 30: Ein regelloser Haufen von Milizionären zieht auf der Landstrasse vorbei. Die meisten haben kein Ge-

wehr mehr. Alle haben Bärte, bleierne Augenhöhlen, den stechenden, scheuen Blick der Gehetzten. Keiner spricht. Einige taumeln. Sie ziehn an dem Haus vorbei, ohne den Kopf zu heben und verschwinden hinter einer Wegbiegung.

10 Uhr: Ein einzelner Nachzügler — verwundeter Milizionär, unbewaffnet, mehr tot als lebendig, kommt an die Gartenpforte. Er bittet um ein Glas Wasser und um eine Zigarette. Während ich ihm Feuer gebe, zittern seine Arme und Beine wie im Schüttelfrost. Er fragt:

«Ist die Strasse zur Stadt noch frei?»

«Sie ist noch frei.»

«Glauben Sie, dass man mich erschossen wird, Señor?»

«Man wird Sie nicht erschossen.»

«Sicher nicht?»

«Sicher nicht.»

«Gott segne Sie, Señor.»

Und er taumelt weiter.

11 Uhr: Die Rebellenschiffe und -flugzeuge promenieren friedlich in den Wässern und Lüften von Malaga, das immer noch der Republik gehört.

Sir Peter und ich beschliessen in die Stadt zu gehn, um endlich zu erfahren, was vorgeht.

Als wir aus der Gartenpforte treten, beginnt ein unsichtbares Maschinengewehr aus der Nachbarschaft zu schiessen; die Strasse ist unter Feuer. Wir rennen zurück.

12 Uhr: Eine Flüchtlingsfamilie betritt den Garten: Mann, Frau, zwei Kinder, eine Schwiegermutter, alle beladen mit Körben und Paketen, hauptsächlich Bettzeug. (Es liegt eine erschütternde Gesetzmässigkeit darin, dass bei allen grossen Katastrophen — Feuersbrünsten, Überschwemmungen, Krieg — die Armen und Elenden zuerst ihr Bettzeug retten. Als nächstes in der Hierarchie der

kostbarsten Güter folgen alte Kochtöpfe und Essgeräte. Als Drittes folgt dann gewöhnlich der Käfig mit dem Kanarienvogel, die Hauskatze oder ein unsagbarer Bastardenkötter. Sie repräsentieren die sogenannte Sonnenseite des Daseins.)

Die Familie installierte sich häuslich im Garten. Wir begrüssen sie, wie wir es gewohnt sind, mit erhobener Faust — dem üblichen Gruss im republikanischen Spanien — aber ihre Hände scheinen gelähmt zu sein und sie lächeln verlegen. Wir fragen sie, ob sie Rebellentruppen gesehen haben und die Frau antwortet, flüsternd und mit einem schlaun Augenzwinkern:

«Die nationale Armee ist überall in den Hügeln — hier, dort, überall . . .» Und sie legt den Finger an den Mund, als lägen die Mohren hinter den Blumenbeeten auf der Lauer.

Wir fragen sie, wie es in der Stadt aussieht und die Frau antwortet, immer flüsternd und mit den Augen zwinkernd:

«Auf dem Gebäude des Gobierno Civil hängt seit heute früh eine weisse Fahne.»

IV.

Es ist also vorbei. Malaga hat kapituliert.

Mir fallen die letzten Worte Villalbas ein, bevor er in sein Auto stieg: «Die Lage ist ernst, aber Malaga wird sich verteidigen.»

Malaga hat sich nicht verteidigt.

Die Stadt wurde von ihren Führern verraten, verlassen, ans Messer geliefert. Die Rebellenkreuzer haben sie zerschossen und die Schiffe der Republik kamen nicht. Die Rebellenflugzeuge säten Panik und Tod und die Flugzeuge der Republik kamen nicht. Die Rebellen hatten Artillerie, Panzerautos und Tanks und die Waffen und Munitionen der Republik kamen nicht. Die Rebellen rückten im Halbkreis von allen Seiten vor und auf der einzigen Strasse, die Malaga mit der Republik verband, war die Brücke seit vier Monaten kaputt. Die Rebellen trieben ihre Soldaten mit eiserner Disziplin, mit Sperrfeuer im Rücken vorwärts; und die Verteidiger Malagas hatten keine Disziplin, keine Führer und keine Gewissheit, dass die Republik hinter ihnen stand. Italiener, Mauren und Fremdenlegionäre kämpften mit dem professionellen Mut der Söldner gegen das Volk; und die Soldaten des Volkes, die für die eigene Sache kämpften, liefen davon.

Die schuldigen Führer Malagas, die ihre Soldaten im Stich gelassen hatten, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt. Die schuldige Regierung Largo Caballeros, die Malaga im Stich gelassen hatte, wurde abgesetzt. Die schuldigen Regierungen der grossen Demokratien, die die spanische Republik im Stich gelassen hatten, konnte man weder absetzen noch vor ein Kriegsgericht stellen; ihnen wird die Geschichte ihr Urteil sprechen. Aber davon stehen die Toten nicht auf.

Je länger man auf ein Ereignis wartet, um so mehr wird man von seinem schliesslichen Eintreffen überrascht. Wir wussten seit Tagen, dass Malaga verloren ist, aber wir hatten uns das Ende anders vorgestellt. Alles hatte sich so unheimlich still, lautlos, undramatisch abgespielt. In aller Heimlichkeit war die weisse Fahne auf dem Stadthaus erschienen. Als morgens die Schiffe und Flugzeuge des Feindes kamen, erwarteten wir, dass sie schiessen würden und wussten nicht, dass es keinen Feind mehr gab, dass wir bereits unter der Herrschaft der Bourbonenflagge lebten.

Dieser glatte, geölte Übergang war erschreckender als alles, was wir befürchtet hatten. Ohne dass wir es wussten, buchstäblich im Schlafe, waren wir Franco in die Hände gefallen.

Der Einzug der Rebellen erfolgte gleichfalls auf eine beklemmend natürliche, undramatische Art. Ich notierte in mein Tagebuch:

1 Uhr: Ein Offizier, mit dem grauen Stahlhelm der italienischen Armee taucht auf der Landstrasse auf, unserem Haus gegenüber.

Er sieht sich um, zieht seinen Revolver und schießt in die Luft. Unmittelbar darauf erscheinen etwa zweihundert Mann Infanterie in der Wegbiegung und marschieren in vollendeter Ordnung die Strasse zur Stadt hinunter. Sie singen Mussolinis Hymne, die «Giovinezza».

Sie grüssen uns, während sie am Garten vorbeimarschieren; Sir Peters Hausleute, die gestern noch eifrig die geballten Fäuste gehoben hatten, heben jetzt mit der gleichen spanischen Überschwenglichkeit den Arm zum Faschisten-Gruss. Sie scheinen sich durchaus wohl in ihrer Haut zu fühlen; aber da sie uns Ausländer letzten Endes als Halbidioten betrachten, flüstert der Gärtner Sir Peter zu, er solle ihm den neuen Gruss nachmachen; «denn», erklärt er uns, «wir haben nämlich jetzt eine neue Regierung.»

Wir stehen alle auf der Terrasse, unter der englischen Fahne, es kommen immer mehr Truppen vorbei, und alle

grüssen uns mit stramm erhobenem Arm — es sieht aus, als nähmen wir eine Parade ab. Nach einer Weile müssen auch Sir Peter und ich die Arme heben. Wir vermeiden es, einander anzusehn.

Dann gehe ich ins Haus und trinke ein Wasserglas voll Cognac.

2 Uhr: Eine Kompagnie italienischer Infanterie besetzt den Nachbarhügel.

3 Uhr: Der junge italienische Leutnant, der die Kompagnie auf dem Hügel befehligt, betritt unseren Garten und fragt, ob er sich waschen dürfe. Er stellt sich korrekt vor — Tenente X — und schüttelt uns lächelnd die Hände. Sir Peter lässt ihm ein Bad richten. Ein paar Soldaten kommen gleichfalls vom Hügel herunter, um sich am Brunnen zu waschen. Lola bringt ihnen mit einem bezaubernden Lächeln Handtücher. Sie sprechen kein Wort Spanisch. Sie sehen ziemlich erschöpft aus; ihr Benehmen ist tadellos höflich.

Sir Peter und ich installieren uns in Liegestühlen auf der Terrasse. Die Sonne scheint. Wir hören den Leutnant in der Badewanne prusten. Wir konstatieren, dass er ein netter Kerl ist. Wir vermeiden es immer noch, einander anzusehn.

Die Scham würgt mich in der Kehle wie ein trockener Schwamm.

4 Uhr: Ein gedämpftes Brausen von Hurras und Händeklatschen. Die Rebellentruppen sind in die Stadt eingerückt.

4 Uhr 30: Autos mit der Bourbonenflagge fahren über die Landstrasse. Eine lange Kette von Tanks fährt am Haus vorbei. Aus der Stadt hört man in regelmässigen Interväl-

len Salven und einzelne Schüsse. Die Köchin meint, da der Kampf nun zu Ende sei, könnten diese Schüsse nur bedeuten, «dass die Bestrafung der roten Verbrecher begonnen hat.»

* * *

Und wieder wurde es Abend und wieder sassen wir vor dem korrekt gedeckten Tisch auf den hohen, viktorianischen Armstühlen einander gegenüber.

Ich hatte alle belastenden Papiere verbrannt: Empfehlungsbriefe des spanischen Botschafters in Paris, Ausweisungspapiere der Behörden in Valencia, mein Buch. Ein Exemplar hatte ich Sir Peter gegeben; er versprach, es gleichfalls zu vernichten. In meinen Tagebuchnotizen hatte ich die kompromittierenden Stellen unleserlich gemacht.

Sie konnten zu jeder Stunde kommen, uns zu holen, das Wahrscheinlichste war, dass sie nachts kamen; aber wir glaubten nicht daran. Vormittag noch, als ich dem zitternden Milizionär die Zigarette gab, hatte ich einen letzten Impuls zur Flucht gehabt. Halb und halb war ich schon entschlossen, meine Schreibmaschine aus dem Haus zu holen und mich dem Milizionär anzuschliessen. Und es lag eigentlich in der Hauptsache an meiner Trägheit, dass ich es nicht tat. Unten in der Stadt war das Chaos und die Ungewissheit und hier der Garten lag so schön friedlich in der Sonne — es schien höchst unwahrscheinlich, dass in diesem sauberen Garten unordentliche Dinge passieren sollten.

Ich erinnerte mich einer Szene aus «Dantons Tod»: Danton erfährt, dass Robespierre ihn am nächsten Tag verhaften lassen will und flieht nachts aus seiner Wohnung. Er irrt über die dunkle Heide. Es ist kalt und windig und plötzlich hat er das Gefühl, dass es höchst unlogisch ist, nachts über eine windige Heide zu irren, statt in seinem guten Bett zu schlafen. Robespierre und der Konvent erscheinen ihm wie unreale Hirngespinnste; und als das einzig Vernünftige, nach Hause zu gehen und sich schlafen zu legen. Das tut er denn auch. «Mögen wir auch», so sagt

er ungefähr, «mögen wir auch theoretisch um alle uns bedräuenden Gefahren wissen, tief in uns ist eine lächelnde Stimme, die sagt, dass der Morgen sein wird, wie das Gestern war.»

Am nächsten Morgen wird er dann verhaftet.

Auch in uns war an diesem letzten Abend die lächelnde Stimme, die sagte, dass der Morgen sein wird, wie das Gestern war.

Am nächsten Morgen um elf wurden wir verhaftet.

V.

Die Geschichte wird hier etwas kompliziert. Ich muss, zum Verständnis des nun folgenden, auf die Vergangenheit zurückgreifen.

Im August 1936, einen Monat nach Ausbruch des Bürgerkrieges, bereiste ich im Auftrage meiner Zeitung Portugal und das südliche Rebellengebiet. In Sevilla, dem damaligen Hauptquartier der Aufständischen, interviewte ich General Queipo de Llano und konnte einige Tatsachen über den Bruch des Nichtinterventionspaktes feststellen, deren Veröffentlichung im «News Chronicle» ziemliches Aufsehen erregte und ein diplomatisches Nachspiel zur Folge hatte. Nie wieder erhielt ein liberaler Journalist die Erlaubnis, Rebellengebiet zu betreten.

Der Mann, mit dem ich in Sevilla am meisten zu tun gehabt hatte, war Kapitän Bolin, der Leiter des Presse-Departements beim Rebellenhauptquartier. Bolin hatte auch unter anderem das Interview mit Queipo vermittelt.

Am dritten Tag meines Aufenthalts in Sevilla traf ich einen ehemaligen Redaktionskollegen aus Berlin, der sich in Gesellschaft von einigen deutschen Kriegspiloten befand. Der Mann hiess Strindberg, war, nebenbei bemerkt, August Strindbergs Sohn, und Kriegsberichterstatter einer nationalsozialistischen Zeitung in Spanien. Er denunzierte mich bei Bolin als deutschen Emigranten.

Ich entkam noch rechtzeitig nach Gibraltar; der Steckbrief kam hinter mir her. In London veröffentlichte ich mein Tatsachenmaterial und bald darauf mein «Schwarzbuch über Spanien». Kollegen, die aus Spanien kamen, erzählten später, dass Bolin geschworen habe, «K. wie einen tollen Hund zu erschiessen, wenn er ihm jemals in die Hände fallen sollte.»

Es war Bolin, dem ich sechs Monate später in die Hände fiel.

Das ist die eine Hälfte der Vorgeschichte. Es gibt noch eine zweite.

Kapitän Bolin hatte einen Vetter. Dieser Vetter hatte ein Haus in Malaga. Es war das Nachbarhaus.

Des Vetters Name war Thomas Bolin. Diesem Thomas Bolin und seiner Familie hatte Sir Peter das Leben gerettet. Ich erfuhr das erst am Abend vor unserer Verhaftung; Sir Peter erzählte mir die Geschichte bei unserem letzten gemeinsamen Abendmahl, vor dem korrekt gedeckten Tisch, in den hohen, viktorianischen Armstühlen.

Thomas Bolin war Mitglied der «Phalange Española». Am 18. Juli 1936 brach in Malaga, wie in den andern Städten Spaniens, Francos Putsch aus; die Phalanx von Malaga putschte mit. Der Putsch wurde niedergeschlagen; die Republikaner blieben Herren der Stadt; Thomas Bolin flüchtete in das Haus seines Nachbarn, Sir Peters, dessen «rote» Gesinnung ihm bekannt war und bat um Schutz und Obdach.

Er brachte seine Frau mit, seine Schwiegermutter, fünf oder sechs Kinder, seinen Hauskaplan und zwei oder drei Dienstenoten. Sir Peter installierte den ganzen Bolin-Clan in seinem Haus; Bolin bekam die gleichen beiden Zimmer im Obergeschoss, die sechs Monate später von mir bewohnt wurden. Beim Einzug übergab Thomas Bolin einen Briefumschlag mit Dokumenten Sir Peter zur Aufbewahrung, der sie in seinem Schreibtisch verschloss.

Am nächsten Tag kam eine Patrouille von Anarchisten in das Haus. Sir Peter wurde nicht behelligt, seine Gesinnung war bekannt; aber sie wollten die Ausweispapiere des Señors sehen, der tags vorher eingezogen war.

Sir Peter war gezwungen, die Dokumente auszuhändigen. Der Anarchistenführer, ein sehr junger Mann, öffnete den Umschlag. Das erste, was er fand, war die Mitgliedskarte Thomas Bolins von der Phalanx; das zweite eine Serie von pornographischen Photos, wie sie von Pariser Spezialbuchhandlungen auf Bestellung versandt werden. Der

Anarchistenführer schien von beiden Funden gleichermaßen entzückt zu sein. Da hatte Sir Peter einen seiner glücklichen Einfälle:

«Hör mal,» sagte er sanft zu dem Anarchistenführer, «wie wäre es, wenn wir ein Geschäft machten: du behältst die Photos und ich die Mitgliedskarte. Ich finde, die Photos sind viel schöner.»

Der Anführer — ein, wie gesagt, sehr junger Mann — war zuerst empört, dann belustigt und schliesslich stimmte er aus Freundschaft zu Sir Peter zu.

Einige Tage später wurde Bolin dennoch verhaftet. Aber Sir Peter bekam ihn wieder frei, besorgte Pässe für seine Angehörigen, schickte sie ins Ausland und brachte schliesslich Thomas Bolin selbst, unter Gefährdung der eigenen Person, über die Grenze nach Gibraltar.

Bolins Gepäck blieb bei Sir Peter; Bolins Haus wurde in ein Militärhospital verwandelt.

Unsere Verhaftung erfolgte vierundzwanzig Stunden nach dem Einzug der Rebellen in Malaga, am Dienstag, den 9. Februar, um elf Uhr vormittags.

Um 10 Uhr 30 stand ich auf der Dachterrasse, unserem gewohnten Beobachtungsposten, und zählte die Lastautos mit italienischen Truppen, die immer noch in endloser Kette vom Gebirge herunterkamen. Die Italiener sahen frisch und wohlgenährt aus. Ihre tadellose Ausrüstung, vom Stahlhelm bis zu den Wickelgamaschen, wirkte besonders auffallend, nachdem ich seit Monaten den Anblick der abgerissenen und elenden Milizionäre der Republik gewohnt war. Während sie mit strahlenden Siegermienen am Haus vorbeizogen, entdeckte ich in mir die bitteren Gefühle des armen Mannes aus der Sage, der beim Reichen zu Tisch geladen ist.

Dann sah ich, wie ein elegantes Privatauto mit der Bourbonenflagge die Strasse zu Thomas Bolins Haus hinauffuhr. Ich rief Sir Peter.

«Vielleicht ist Thomas schon zurück», sagte er erfreut. «Jetzt ist die Reihe an ihm, uns zu beschützen.» Und er machte sich auf den Weg zum Nachbarhaus.

Zehn Minuten später kam er zurück, sehr blass und verstört.

«Es war tatsächlich Bolin», sagte er. «Er ist gerade im Auto aus Gibraltar angekommen.»

«Hat er neue pikante Photos mitgebracht?»

«Nein — aber eine rote Carlisten-Mütze und einen Armeerevolver. Er sagt, es werde ihm ein spezielles Vergnügen sein, auf die Roten in der Stadt Jagd zu machen und ein paar eigenhändig zu erledigen.»

«Hat er Ihnen wenigstens ‚Danke schön‘ gesagt?»

Sir Peter zuckt die Achseln und steigt die Treppe hinauf, um Bolins Gepäck vorzubereiten.

Ich bleibe allein auf der Terrasse. Ich habe wieder das Gefühl, dass ich dringend einen Cognac brauche. Ich gehe in die Bibliothek.

Die Bibliothek hat drei Eingangstüren. Während ich die Flasche aus dem Wandschrank hole, gehen die drei Türen gleichzeitig und fast geräuschlos auf. Drei Offiziere, jeder mit einem Revolver in der Hand, betreten den Raum.

Zwei von ihnen sind mir unbekannt, ich sehe bloss, dass sie nagelneue Uniformen anhaben. Der Dritte ist Kapitän Bolin aus Sevilla.

Die folgenden Szenen rollen sehr rasch und automatenhaft ab. Ich habe die Morphiumspritze in der Tasche, ich brauche nur zwei bis drei ungestörte Minuten. Ich steige rasch die Treppe hinauf, um in mein Zimmer zu kommen. Als ich die dritte Stufe erreiche, ertönt von rückwärts ein scharfes Kommando:

«Hände hoch!»

Ich hebe beide Hände über den Kopf, ohne mich umzudrehen und warte auf Bolins Kugel. In meinem Hinterkopf, über dem Genickmuskel, ist ein saugendes, durstiges Gefühl, ein nicht lustloses Gefühl der Erwartung. Es steigert sich von Sekunde zu Sekunde; ich höre, wie wir alle vier laut atmen.

«Herunterkommen.»

Ich steige im Rückwärtsgang, vorsichtig, um nicht zu stolpern, die drei Stufen hinunter. «Wenn ich stolpere, bin ich tot», sage ich zu mir.

Wir stehen in einer Gruppe in der Mitte der Bibliothek, drei Revolver zielen auf mich, je einer von beiden Seiten, der dritte von rückwärts.

Es ist alles durchaus traumartig, eine Glocke hat sich über mein Bewusstsein gesenkt, die Luft saust in der Glocke, summt in der Muscheltiefe des Gehörgangs. Bolin, der rechts von mir steht, ruft den Gärtner:

«Einen Strick.»

Der Gärtner geht ab. Er hinkt.

Sir Peter erscheint auf dem oberen Absatz der Treppe, er hat Thomas Bolins Koffer in der Hand.

«Hände hoch!»

Sir Peter hebt die Hände über den Kopf. Der Koffer rollt die Treppe hinunter. Sir Peter steht mit erhobenen Händen auf der Treppe, dreiundsiebzig Jahre alt, und schielt hilflos dem Koffer nach.

Einige Sekunden lang herrscht Stille; wir stehen erstarrt wie eine Wachfigurengruppe im Panoptikum.

Dann kommt eine sechste Person zur Tür herein, mit einer leuchtend-roten Carlistenkappe auf dem Kopf. Ich erkenne ihn sofort auf Grund der Familienähnlichkeit: es ist Señor Thomas Bolin. Er betrachtet grinsend die Idylle.

Ich sage zu Sir Peter: «Ist das der Mann, dessen Leben Sie gerettet haben?»

Señor Bolin grinst.

Der Gärtner kommt zurück. Er hat keinen Strick finden können, bloss einen zwei Meter langen elektrischen Leitungsdraht.

«Ich glaube, sie werden mich aufhängen», sage ich zu Sir Peter.

Dabei zieht mir der unklare Gedanke durch das Hirn, dass der Todeskampf mit dem spröden Kabel sicher länger dauert als mit einem Strick.

«Mund halten», sagt Kapitän Bolin und gibt dem Offizier zu meiner Linken ein Zeichen.

Der Offizier — ein junger Mensch, der ziemlich schüchtern und eigentlich sympathisch aussieht, — nimmt das Kabel und stellt sich hinter mich. Er dreht meine Hände auf den Rücken und versucht, sie mit dem Kabel zu binden. Aber das Kabel ist zu spröde. Er geht um mich herum, zieht meine Hände nach vorne, wie bei einer Holzpuppe, und versucht es so herum. Kapitän Bolin drückt währenddessen seinen Revolver von rechts in meine Weiche, der dritte Offizier von links. Dieser Dritte ist ein fetter Kerl, glatzköpfig, mit einem unwahrscheinlich viehischen Gesicht. Er grinst während der ganzen Prozedur und schnauft buchstäblich vor Vergnügen. Er schnauft durch die Nase, es klingt, als ob er Asthma hätte; ich fühle seinen Atem an meinem Ohr. Bis dahin kannte ich solche Typen nur aus politischen Karikaturen, ich hatte mir niemals vorstellen können, dass es sie in Wirklichkeit gibt. Der Mann grinste und schnaufte und schnaufte. Er war zweifellos ein sexualpathologischer Fall. Der physische Ekel hob meine Betäubung auf; mit dem klaren Bewusstsein erwachte die Angst; sie kroch mir unter die Haut und zog die Eingeweide zusammen.

Dann hörte ich, zu meinem eigenen Erstaunen, dass ich zu Kapitän Bolin sprach:

«Hören Sie,» sagte ich, «wenn Sie mich erschossen wollen, tun Sie es in der oberen Etage — ich möchte nicht, dass Sir Peter dabei ist.»

Ich habe später viel darüber nachgedacht, ob dieser Satz, der mir möglicherweise das Leben gerettet hat, von meinen Freundschaftsgefühlen für Sir Peter ausgelöst worden ist oder von dem Wunsch, Zeit zu gewinnen. Wahrscheinlich spielte beides mit.

«Mund halten», antwortete Bolin; aber es klang diesmal etwas nachdenklicher. Es war ihm vermutlich zu Bewusstsein gekommen, welche Verantwortung er auf sich lud, wenn er einen ausländischen Journalisten im Hause eines prominenten Engländers erschoss.

Dann begann Sir Peter auf Thomas Bolin einzureden. Er verlangte von ihm eine Unterredung unter vier Augen im Nebenzimmer. Señor Bolin lächelte ablehnend, gab aber schliesslich nach. Die beiden gingen ins Nebenzimmer. Kapitän Bolin überwachte die komplizierte Prozedur des Bindens meiner Hände und ging ihnen dann nach. Die Tür blieb halb offen, ich konnte aber nichts hören. Aus den Gesten ersah ich, dass Sir Peter, offenbar in meinem Interesse, auf die beiden Bolins einredete; aber ebenso offenbar ohne Erfolg.

Ich empfand jetzt nur Ungeduld und den Wunsch, es endlich überstanden zu haben. «Was ist los?» rief ich durch die Tür Sir Peter zu. Gleich darauf kamen sie heraus und Sir Peter sah mich an:

«Mein Fall scheint glatt abzulaufen — der Ihre nicht.»

Dann wurden wir abgeführt.

Ich weiss bis heute nicht, was Kapitän Bolin bewogen hat, mich doch nicht auf der Stelle zu erschliessen: ob es jener Satz war, den ich ohne bewusste Überlegung zu ihm gesprochen hatte, oder ob der Señor mit der roten Kappe und den erotischen Bildern sich doch noch zu einer Intervention herbeigelassen hatte.

Es ist ein erhebender Gedanke, einer Serie von obszönen Photos sein Leben zu verdanken.

VI.

Sie führten uns zu einem Wagen. Meine Hände waren gefesselt, die Sir Peters nicht. Thomas Bolin verschwand. Wir fuhren ab.

Als wir um den Hügel herumgefahren waren, wurde der Wagen plötzlich von einem Trupp Soldaten umringt; sie drohten uns mit den Fäusten durch die Fensterscheiben und schienen Lust zu haben, uns zu lynchen. Aber Kapitän Bolin überredete sie, es doch nicht zu tun und wir fuhren weiter.

Wir hielten vor dem Polizei-Hauptquartier. Auf dem Mast hing jetzt die rot-gelb-rote Rebellenfahne. Kapitän Bolin und der fette Offizier stiegen aus; Sir Peter und ich mussten im Wagen sitzen bleiben, bewacht von dem jüngeren Offizier, der mir die Hände gebunden hatte.

Wir warteten zwei Stunden. Es war ein offener Wagen; die Sonne schien, es war heiss. Ich erinnere mich nicht mehr, worüber wir anfangs sprachen, es dürfte ziemlich sinnloses Zeug gewesen sein.

Ich hatte ständig die Photographien der Gefolterten aus meinem Buch vor Augen. Der junge Offizier verstand kein Englisch; ich fragte Sir Peter, ob er, wie verabredet, sein Widmungsexemplar vernichtet habe. Er sagte, er habe es nicht übers Herz gebracht. Das war schlimm.

«Ich fürchte mich bloss vor der Folter», sagte ich zu Sir Peter.

«Ich glaube nicht, dass man Sie foltern wird», sagte Sir Peter. Es fiel mir auf, dass er in dem gleichen Tonfall zu mir sprach, in dem ich tags vorher dem verwundeten Milizionär geantwortet hatte, als er mich fragte, ob ich glaube, dass er erschossen wird. Gleich darauf begann Sir Peter, immer in dem gleichen Tonfall, ein Gedicht zu rezitieren:

es war ein Gedicht von Swinburne, das ich sehr liebe, und das er als Motto seinen Memoiren vorangeschickt hat:

... Pray thou thy days be long before thy death,
And full of ease and kingdom; seeing in death
There is no comfort and none aftergrowth,
Nor shall one thence look up and see day's dawn
Nor light upon the land whither I go.
Live thou and take thy fill of days and die
When thy days comes; and make not much of death
Lest ere thy day thou reap an evil thing*.

Er sprach sehr leise. Der junge Offizier sah ihn erstaunt an. Ich verstand, dass es als eine Art Totengebet gemeint war.

Dann wurden wir getrennt.

Kapitän Bolin und der fette Offizier kamen zurück, holten Sir Peter aus dem Auto und nahmen ihn mit. Ich dachte nicht, dass ich ihn jemals wiedersehen würde.

Vorher hatte mich Bolin auf offener Strasse photographiert, einmal en face, einmal im Profil. Eine Menschenmenge stand herum und machte die üblichen Spässe. Es war scheusslich erniedrigend, aber noch hatte ich die Stimme Sir Peters im Ohr:

«... und sterbe,
wenn deine Stunde kommt; und mach nicht viel aus dem Tod.»

Diese stillen Worte halfen mir und gaben mir ein Gefühl der Überlegenheit, ja der verächtlichen Arroganz. Dann führten sie mich in das Polizeigebäude.

* ... Bet' du, dass dein Tag lang sei vor deinem Tod,
Und hell und königlich. Denn im Tode
Ist kein Trost und du kannst keine Nachlese halten,
Und du blickst nicht auf und siehst den Tag nicht dämmern,
Es schwebt kein Licht über dem Land, das du beschreitest.
Leb' du und schöpfe aus der Fülle deiner Tage und sterbe
Wenn deine Stunde kommt; und mach nicht viel aus dem Tod.
Sonst wird dein Tag vergiftet von seiner schlimmen Saat.

Ein eleganter Offizier von der Phalanx kam, während wir den Hof durchquerten, auf mich zu und boxte mich in die Brust. «Ruso, ruso — ein Russe! Ein Russe!» schrie er in dem gleichen Ton wie Kinder, die man das erste Mal in den Zoo führt, begeistert ausrufen: «Ein Krokodil! Ein Krokodil!» Ich sagte, dass ich kein Russe sei, aber er wollte davon nichts hören.

«Heute nacht fliegst du nach Moskau — in die Hölle», grinste er.

Ich wurde in ein grosses, leeres Zimmer geführt. In einer Ecke des Zimmers stand ein Hocker, darauf musste ich mich setzen. Zwei Zivilgardisten nahmen mir gegenüber am Eingang des Zimmers Platz, mit ihren Gewehren über den Knien.

So sassen wir eine Weile.

Dann gab es ein Geschrei auf dem Hof und ein junger Mensch mit nacktem, blutüberströmtem Oberkörper wurde hereingeführt. Sein Gesicht war zerschlagen, zerstoehen und zerschnitten; im ersten Augenblick dachte ich, der Mann müsste von einer Lokomotive überfahren worden sein. Sie schleiften ihn unter den Achseln durch das Zimmer, in dem ich sass. Er brüllte und winselte: «Nicht mehr schlagen, nicht mehr schlagen.» Die Phalangisten, die ihn führten, redeten ihm mit sehr freundlichen Stimmen zu: «Hombre, Mann, wir schlagen dich nicht mehr.» Die Tür fiel hinter ihnen zu und sofort darauf kam aus dem Nebenzimmer der Lärm von klatschenden, dumpf krachenden Schlägen und von Tritten. Der Mann stöhnte und brüllte abwechselnd. Er brüllte in rhythmischen Abständen.

Dann war es einige Sekunden lang still. Man hörte nur rasches, schnaufendes Atmen. Ich weiss nicht, was sie in diesen Sekunden mit ihm machten. Dann schrie er noch ein einziges Mal auf mit einer unnatürlich hohen, schrillen Stimme; dann wurde er endgültig still. Kurz darauf öffnete sich die Tür wieder und sie schleiften ihn durch mein Zimmer auf den Hof hinaus. Ich weiss nicht, ob er tot war oder nur bewusstlos. Ich sah nicht sehr genau hin.

Dann wurde ein Zweiter zur gleichen Prozedur durch das Zimmer geführt; dann ein Dritter.

So oft sie durch das Zimmer gingen, sahen die Phalangisten mich an, als wollten sie mich als Nächsten vormerken, sagten aber nichts. Nach dem dritten Fall wurden keine weiteren Opfer mehr gebracht; ich sass still auf meinem Hocker, hatte Brechreiz und wartete.

Die Zivilgardisten, die mich bewachten, schienen von den Vorgängen peinlich berührt zu sein. Während im Nebenzimmer gefoltet wurde, sahen sie mir mit einem forschenden Ausdruck ins Gesicht, wohl um zu sehen, wie ich reagierte, und vielleicht auch mit etwas Mitleid. Als man das dritte Opfer tot oder bewusstlos zurückbrachte, zuckte der ältere Zivilgardist mit einem Blick nach mir die Achseln; es war eine unbewusst entschuldigende Geste. Es lag die ganze Weltanschauung eines alten Gendarmen darin, der einerseits seine dreissig Dienstjahre in einem mittelalterlichen Land hinter sich hat und andererseits wahrscheinlich eine Frau, mehrere schlechtgenährte Kinder und einen Kanarienvogel. Es lag darin eine ganze Philosophie der Scham, der Resignation und Wurstigkeit: «So ist die Welt und weder du noch ich werden sie ändern.» Das Achselzucken des Gendarmen ist mir schärfer in die Erinnerung geätzt als das Gebrüll der Gefolterten.

Ich sass sehr lange auf dem Hocker in der Ecke des Zimmers, mehrere Stunden, vielleicht zwei, vielleicht drei, vielleicht vier. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ich den Mut fand, aufzustehen und auf und ab zu gehen. Die Zivilgardisten knurrten mich zuerst an und ich setzte mich wieder hin, aber nach einer weiteren Viertel- oder halben Stunde stand ich wieder auf und diesmal hatten sie nichts mehr dagegen, dass ich auf und ab ging. Sie rauchten und unterhielten sich. Ich hatte eine bestimmte Absicht und verfolgte sie mit der Geduld und Zähigkeit eines alten Zuchthäuslers; es ist erstaunlich, wie schnell man so etwas lernt. Meine Idee war, während des Aufundabgehens die Spritze, die beiden Nadeln und die Tube mit den Tabletten unbemerkt aus dem Etui zu nehmen und an verschiedenen Stellen mei-

ner Kleidung zu verstecken, um gegen eine eventuelle Leibesdurchsuchung gesichert zu sein. Langsam und mit viel Geduld gelang alles: Die Spritze praktizierte ich zwischen meine Zigaretten, die Nadeln in das Innenfutter meines Rockes, die Tube in das Taschentuch in der oberen Rocktasche. Nunmehr war es so weit, und ich verlangte auf das Klosett geführt zu werden: ich brauchte Wasser, um die Tabletten aufzulösen.

Nach einer kurzen Beratung führten sie mich auf den Abort. Ich durfte die Tür anlehnen, aber nicht zuriegeln. Es war ein echt spanischer Abort, es gab keinen Wasserhahn, nur eine hässliche Jauche auf den Fliesen. Ich begann die Spritze damit zu füllen, bekam aber einen solchen Ekel, dass ich es sein liess und wieder herauskam.

Es war schon dunkel, als Kapitän Bolin und der Dicke zurückkamen.

Sie holten mich auf den Hof hinaus und Kapitän Bolin befahl, mich gründlich zu durchsuchen.

Zwei Soldaten machten sich ans Werk. Zunächst wurden meine sämtlichen Taschen geleert. Der Dicke durchsuchte mein Portefeuille. Ich hatte alle kompromittierenden Papiere bereits verbrannt; die Briefftasche enthielt nur noch meine Personal-Dokumente, Geld, und zwei Telegramme von der Redaktion des «News Chronicle» technischen Inhalts, in denen ich unter anderem ersucht wurde, per Luftpost Photographien zu schicken.

«Was sollten das für Photographien sein?» fragte der Dicke.

«Nun — Pressephotographien», sagte ich erstaunt.

«Seit wann schickt man Pressephotographien per Luftpost?» fragte der Dicke höhnisch. Er hatte offenbar, wie so viele Offiziere, den Spionagekomplex; und Misstrauen gepaart mit Dummheit und Übelwollen ist die gefährlichste Mischung in der Charakterchemie. Ich sah, dass es hoffnungslos gewesen wäre, mit ihm zu diskutieren und zuckte

bloss die Achseln — und auch das vorsichtshalber nur im Geiste.

Dann kam, was vorauszusehen war.

Der Soldat, der gerade das Futter meines Rockes abtastete, stiess einen erschrockenen Schrei aus und führte den Daumen an die Lippen: er hatte sich an der Morphiumnadel gestochen.

«Er hat etwas Spitzes im Futter versteckt», sagte er und lutschte wütend und erschrocken an seinem Finger.

Ich zog die Nadel heraus und hielt sie hoch im Dämmerlicht des Hofes.

«Was ist das?» schrie der Dicke und wich drei Schritte zurück. Auch Bolin zuckte zurück. Alle waren überzeugt, endlich die berühmte Nadel mit dem indischen Schlangengift vor sich zu haben, die sie aus Films und Detektivromanen so gut kannten. Es war ein feierlicher Augenblick.

In all meiner Verzweiflung musste ich grinsen und empfand eine Art von Genugtuung. Ich hatte die Nadel auf einem Teller zu deponieren — alle weigerten sich, sie zu berühren.

Dann durchsuchten sie meine Zigarettschachtel und fanden die Spritze. Sie schüttelten mein Taschentuch aus und fanden die Tabletten; und schliesslich holte ich freiwillig die zweite Nadel aus dem Futter. Ich war offensichtlich das gefährlichste Subjekt, das je spanischen Boden betreten hatte — Mata Hari und Fräulein Doktor waren, verglichen mit mir, armselige Dilettanten gewesen.

Bolin überzählte mein Bargeld und steckte es ein. Er gab mir keine Quittung, liess mich vielmehr einen Zettel unterschreiben, mit dem Text:

«Ich bestätige, im Augenblick meiner Verhaftung 700 französische Franken und 150 Peseten bei mir gehabt zu haben.»

Den Zettel steckte er gleichfalls ein. Der Sinn dieser Prozedur schien eindeutig: Bolin wollte sich sozusagen ein testamentarisches Alibi von mir für die Korrektheit seiner Geschäftsgebarung beschaffen.

Ich hatte noch ein par kleinere katalanische Banknoten bei mir, die im Rebellenterritorium wertlos sind.

«Die können Sie behalten», sagte er. «Mit denen können Sie heute nacht das Billett für Ihre Himmelfahrt bezahlen.»

Ich bat ihn, mir meine Füllfeder zu lassen.

«Im Himmel werden Sie keine Füllfeder brauchen», sagte er und gab meine Feder dem Dicken, der mit sichtlicher Genugtuung den Mechanismus prüfte. Der Füllhalter war ein Geschenk meiner Frau, ein altes Möbel, an dem ich sehr hing und mit dem ich auch mein erstes Spanienbuch geschrieben hatte. Ich mache mir nicht viel aus Symbolen, aber dass meine Feder als Kriegsbeute einem faschistischen Offizier in die Hände fiel, erbitterte mich besonders.

Als die Durchsuchung vorbei war, blieb mir nichts als meine Armbanduhr, die die Vertreter der Nationalen Armee glücklicherweise übersehen hatten.

Ich wurde in das dunkle Zimmer zurückgeführt, und wieder vergingen Stunden. Ich ging auf und ab, die Gewehre der Zivilgardisten vor den Augen, mit einem Gefühl absoluter Hoffnungslosigkeit. Ich hatte seit dem Frühstück nichts gegessen, empfand aber keinen Hunger. Gegen zehn Uhr abends kam ein Unteroffizier und liess mich in ein Lastauto schaffen. Fünf Mann, mit den Gewehren über den Knien, nahmen hinter mir Platz. Ich war überzeugt, dass es zur Erschiessung ging.

Wir fuhren los. Die Strassen Malagas unter Franco waren ebenso dunkel wie in jener Nacht, als ich hier angekommen war. Jetzt kampierten überall Soldaten: Mohren mit schmutzigen, grünen Turbanen, Phalangisten und Fremdenlegionäre. Die Italiener waren in der Stadt nicht zu sehen: die Führung legte offenbar keinen Wert darauf, dem Volk die nationalen Befreier ad oculos zu demonstrieren. Doch das Volk war nicht neugierig und zog es vor, hinter geschlossenen Türen und Fenstern zu feiern.

Das Passieren unseres Henkerkarrens wurde von den Soldaten mit Witzen und Schimpfworten begrüsst. Ich suchte zu erraten, in welchem Stadtteil wir uns befanden — ich nahm an, dass die Exekution, wie üblich, auf dem

Friedhof stattfinden würde und rauchte konzentriert an meiner letzten englischen Zigarette. Ich hatte in diesen Minuten weder besondere Angst noch irgend welche sonstigen Gefühle — nur den Wunsch, dass es möglichst rasch und ohne Quälerei abging. Ich rechnete mir aus, dass sie im Dunkeln unmöglich zielen konnten: sie werden mich also wahrscheinlich vor die Scheinwerfer des Lastwagens stellen oder gleich beim Aussteigen mit einem Revolverschuss erledigen. Das Letztere erschien mir als eine ideale Todesart; aber aus Aberglauben wagte ich nicht daran zu glauben.

Schliesslich nahm ich mich zusammen und fragte einen meiner Begleiter, ob wir zum Friedhof fuhren. Er sagte ganz sachlich, dass ich noch nicht erschossen, sondern ins Gefängnis eingeliefert würde. Dann liess er sich Feuer von mir geben und sagte zu seinem Gefährten, der hinter ihm sass:

«Der Mann hat geglaubt, dass er gleich erschossen wird.»

«Ach wo», sagte der von rückwärts mit einem gutmütigen Brummhass; sein Gesicht konnte ich nicht sehen. «Ach wo, so schnell geht das nicht, Mann.»

Mann — «hombre» — benützt der Spanier in jedem Satz.

Ich atmete auf und war zugleich enttäuscht. Warten ist immer eine Qual; Warten ohne Hoffnung das Gemeinste, das es gibt.

Wir fuhren beim Gefängnis vor und der Chauffeur läutete an der Nachtglocke. Dass ein Gefängnis eine Nachtglocke hat, ist durchaus logisch, schien mir aber irgendwie kurios. Das eiserne Tor öffnete sich und wir marschierten durch einen langen, schlecht beleuchteten Korridor ins Büro. Ich wurde noch einmal durchsucht und musste mich bis auf die Unterkleider ausziehen. Ein Beamter klopfte mit einem kleinen, eisernen Hammer meine Schuhsohlen ab, ein anderer durchwühlte meine Haare. Ich trage aus Abneigung gegen Sockenhalter lange Kniestrümpfe; das veranlasste den Beamten zu der überraschenden Frage, ob ich mich

vorher als Frau verkleidet hatte. Wieder musste ich bei aller Hoffnungslosigkeit grinsen. Der Beamte schrieb ins Protokoll:

«Lleva calcetines de mucher» — «trägt lange Weiberstrümpfe». Bei dieser Gelegenheit gelang es mir, einen Blick in das Protokoll zu werfen, das Bolin ausgefertigt hatte und das vor dem Beamten auf dem Tisch lag. Ich las, dass ich eine sehr gefährliche Persönlichkeit sei — das kam wohl von der Morphiumspritze; dass ich sorgfältig überwacht und «incomunicado» gehalten werden solle — das heisst, in völliger Isolation; und dass ich ein «caso international» sei — ein internationaler Fall oder Spion.

Und jetzt kamen auch noch die Weiberstrümpfe dazu. Die Indizienkette war lückenlos.

Schliesslich wurden meine Fingerabdrücke genommen und ich durfte wieder meine Kleider anziehen, mit Ausnahme meines ledernen Gürtels, der im Büro blieb.

Dann führte man mich in eine Zelle.

Dann hörte ich zum erstenmal das Krachen einer von aussen zugeschmissenen Zellentür.

VII.

Das ist ein sehr eigentümliches Geräusch. Die Zellentür hat weder aussen noch innen eine Klinke; man kann sie nicht anders schliessen als indem man sie mit einem Schwung zuschmettert. Sie ist aus massivem Eisenbeton, an die zehn Zentimeter dick und jedesmal, wenn sie ins Schloss fliegt, gibt es einen schussartigen Krach. Aber diese Detonation verhallt sofort, ohne Echo, ohne Resonanz. Gefängnisse haben eine kahle und brutale Akustik.

Wenn die Tür das erste Mal hinter ihm zugefallen ist, bleibt der Häftling in der Mitte der Zelle stehen und sieht sich um. Ich glaube, jeder verhält sich dabei ziemlich gleich.

Er sieht sich zunächst flüchtig um und registriert die Gegenstände seines nunmehrigen Lebensbereichs:

- die Eisenpritsche,
- das Waschbecken,
- den Abort,
- das Gitterfenster.

Seine nächste Handlung besteht unfehlbar in dem Versuch, sich an dem Gitter hochzuziehen und hinauszublicken. Es gelingt nicht; der Anzug wird weiss vom Kalkbewurf der Mauer, an die er sich presst. Er gibt es auf, nimmt sich aber vor, den Klimmzug zu üben und es zu erlernen. Er ist überhaupt voller Vorsätze: jeden Morgen wird er turnen; und eine fremde Sprache erlernen; und sich überhaupt nicht kleinkriegen lassen. Er putzt seinen Anzug und setzt die Entdeckungsreise in seinem fünf Schritte langen, vier Schritte breiten Reich fort. Er legt sich versuchsweise auf die Pritsche. Die Federung ist kaputt, die Eisenmaschen geben nach und schneiden ins Fleisch: er liegt wie in einer Hängematte aus Eisendrähten. Er richtet sich auf. Er schneidet eine Grimasse, weil er sich unbedingt beweisen will, dass er voller Mut und Zuversicht ist. Dann fällt sein

Blick auf die Zellentür und er sieht, dass aussen, an den Spion gepresst, ein Auge ihn beobachtet.

Dieses Auge glotzt gläsern, die Pupille ist unnatürlich gross; es ist ein Auge ohne den Menschen, der dazu gehört und dem Häftling setzt für Sekunden das Herz aus.

Das Auge verschwindet und der Häftling atmet schwer und drückt die Hände gegen die linke Brusthälfte. Er redet sich zu: «Na,» sagt er sich, «habe ich da einen dummen Schreck gekriegt. Daran muss man sich natürlich gewöhnen, der Beamte tut schliesslich nur seine Pflicht, wenn er hereinschaut, das gehört eben mit zum Gefängnis. Aber mich werden sie nicht kleinkriegen, keinesfalls werden sie mich kleinkriegen, nachts stopfe ich Papier in den Spion. Eigentlich kann ich das ja gleich tun.»

Die Idee erfüllt ihn mit einer wahren Begeisterung. Er erlebt das erste Mal die manisch gesteigerte Unternehmungslust, die von nun an ständig in ununterbrochener Zickzackkurve mit melancholischen Depressionen wechseln wird.

Dann stellt er fest, dass er kein Papier bei sich hat und sein nächster Impuls ist, zu klingeln oder zum Papierhändler an der Ecke hinunterzulaufen. Dieser Impuls dauert nur den Bruchteil einer Sekunde; in der nächsten wird er sich zum erstenmal der Bedeutung seiner Lage bewusst. Das erste Mal erfasst er den Tatbestand, hinter einer von aussen zugesperrten Tür zu sitzen, in seiner ganzen, ätzenden, vernichtenden Schärfe.

Auch das dauert nur einige Sekunden. Gleich setzt wieder der psychische Dämpfungsmechanismus ein, die barmherzige Halbnarkose des Aufundabmarschierens, Pläneschmiedens, Illusionenspinnens.

«Also,» sagt sich der Neue, «wo hielten wir gerade? Dass man Papier in das Guckloch stecken müsste. Papier könnte man sich natürlich irgendwie beschaffen ...»

Das «Wie» in diesem Irgendwie lässt er in der Schwebel. Das ist eine Denktechnik, die er bald beherrschen wird, oder sie ihn. Er wird sich zum Beispiel sagen: «Wenn ich herauskomme, werde ich nie wieder Geldsorgen haben. Ir-

gendwie wird es schon gehen.» Oder: «Wenn ich herauskomme, werde ich nie mehr mit der Frau zanken. Es wird schon irgendwie gehen.»

Überhaupt wird nachher «irgendwie» alles ganz anders sein.

Diese stereotype Denkwendung bedeutet, dass die Aussenwelt für ihn in zunehmendem Masse ihre reale Bedeutung verliert; sie wird zu einer vagen Traumwelt der unbegrenzten Irgendwienmöglichkeiten, zum verlorenen Paradies.

... Worüber hatte er doch gerade nachgedacht? Dass man Papier in das Guckloch stopfen müsste. Papier ist, wie gesagt, sicher irgendwie zu beschaffen. Aber ist es überhaupt erlaubt? Sicherlich ist es nicht erlaubt. Na also.

Er nimmt das Inventar etwas genauer in Augenschein. Sieh mal, da ist also ein Eisentisch mit einem Stuhl, den haben wir noch gar nicht richtig betrachtet und gewürdigt. Den Stuhl kann man natürlich vom Tisch nicht wegziehen, er ist angeschmiedet. Schade, man könnte ihn sonst abends beim Auskleiden als Nachttisch gebrauchen, um Brieftasche, Taschentuch, Zigaretten, Streichhölzer usw. draufzulegen ...

Dann fällt ihm ein, dass er weder Brieftasche, noch Taschentuch, noch Zigaretten, noch Streichhölzer in der Tasche hat.

Das Barometer stürzt zum zweitenmal.

Es schnellt wieder hoch, sobald er den Wasserhahn am Waschbecken probiert hat. Sieh da, es gibt laufendes Wasser im Gefängnis, es ist alles halb so schlimm als man sich von draussen ein Gefängnis vorstellt. Schliesslich gibt es ein Bett — auf einem harten Bett schläft es sich viel gesünder —, Waschbecken, Tisch, Stuhl; — was braucht ein Mensch mehr? Man muss wieder lernen schlicht und einfach zu leben; ein bisschen Turnen, Lesen, Schreiben, eine fremde Sprache erlernen ...

Die nächste Entdeckungsfahrt gilt dem Wasserklosett. «Sieh da, sogar das gibt es, es ist wirklich nur halb so

schlimm ...» — vergleich den Waschbeckenmonolog. Es wird an der Schnur gezogen. Die Schnur funktioniert nicht. Und das Barometer stürzt aufs neue.

Es steigt wieder, sobald der raffinierte Plan gefasst ist, den Eimer am Wasserhahn mit Wasser zu füllen und so das Klosett zu spülen. Es stürzt wieder, sobald sich herausstellt, dass der Wasserhahn bereits nicht mehr funktioniert. Es steigt wieder bei der Überlegung, dass es sicher zu festen Stunden Wasser gibt. Es stürzt, es steigt, es stürzt, es steigt.

Und so wird das weitergehen — in den nächsten Minuten, Stunden, Tagen, Wochen, Jahren.

Wie lange ist er bereits in der Zelle?

Er blickt auf die Uhr: seit genau drei Minuten.

Ich sagte, dass ich überzeugt bin, dass sich die grosse Mehrzahl der Häftlinge in den ersten Minuten so oder ähnlich verhält. Je drastischer eine Situation, um so stereotyper die Reaktion der Menschen; wo das Leben am dramatischsten wird, kann es dem Gemeinplatz am wenigsten entrinnen. In den Augenblicken grösster Aufregung benehmen wir uns alle wie in einem Groschen-Roman. Die Würde des Wortes liegt in der Abstraktion; vor dem Handgreiflichen verblasst die Sprache.

Sie wird zu einem völlig unbrauchbaren Instrument, wenn es gilt, einen so gewöhnlichen Tatbestand darzustellen, wie die Angst des Menschen vor dem Tod.

Ich war noch keine fünf Minuten in der Zelle, als es am Schloss rasselte und die Tür aufgeschlossen wurde.

Draussen standen die beiden Beamten von vorhin, der eine, der mich durchsucht und der andere, der die Frauenstrümpfe ins Protokoll geschrieben hatte.

«Venga», sagten sie, «komm».

Ich wagte nicht zu fragen, wohin.

Wieder marschierten wir über die langen, kahlen Korridore, an einer endlosen Flucht geschlossener Zellentüren vorbei.

Durch jedes Guckloch zu beiden Seiten des Korridors glotzte je ein angepresstes Auge.

Es war ein Spalier von Augen — von weit aufgerissenen, starrenden Pupillen, von Augen ohne Menschen.

Der Aufseher, der mich durchsucht hatte, war guter Laune. Er streckte die Hand nach dieser und jener Zellentür und machte mit dem Zeigefinger die Bewegung des Abdrückens.

«Bum, bum», sagte er. «Rote, lauter Rote. Morgen alle tot.»

Die Augen starrten. Hinter jedem Loch war eine Pupille.

«Du morgen auch tot», sagte der Aufseher.

Ich fühlte, wie meine Knie im Gehen weich wurden. «Der Delinquent wankte mit unsicheren Schritten.» Alle Delinquenten wanken mit unsicheren Schritten. Ich konnte den verdammten Stereotypen nicht entrinnen.

Am Ende des Korridors war ein Eisengatter. Die Beamten schlossen auf und schoben das Gatter zurück. Dahinter war ein kürzerer Korridor mit wenigen Zellen: die Isolierzellen.

Eine der Zellentüren wurde aufgeschlossen, ich bekam einen Stoss in den Rücken und flog hinein.

Und wieder knallte die Tür hinter mir zu.

Das Inventar war das gleiche, nur das Gitterfenster war kleiner und noch höher angebracht. Die Wand über der Pritsche war mit Blut bespritzt. Es musste frisches Blut sein, es roch noch schwach säuerlich. Ich roch daran. Dann musste ich mich übergeben.

Ich fühlte mich schrecklich elend. Ich legte mich auf die Eisenmatratze. Es gab keinen Strohsack und keine Decke. Es war kalt. Ich fror und das Eisennetz schnitt in alle Glieder und ich bekam den säuerlichen Geruch nicht mehr los. Das Klosett war verstopft und der Wasserhahn funktionierte nicht. Durch das Fenster hörte ich einzelne Schüsse, dann eine Salve, dann wieder Schüsse, zwischendurch Schreie. Es waren gellende Schreie, die sich im Gehörgang einnisteten und gegenwärtig blieben, als der

Schreiende schon für immer verstummt war, als hätte sie das Ohr photographiert. Ich musste mich ein zweites Mal übergeben. Ich lag auf der Pritsche und war nur noch ein Haufen Jammer. «Jetzt bist du nur noch ein Haufen Jammer», dachte ich und musste grinsen. Dann fiel mir ein, dass man mir zwar den Hosengürtel genommen hatte, nicht aber meine Krawatte. Über der Pritsche war ein eiserner Haken für die Kleider und ich dachte, dass es wirklich das Vernünftigste wäre, sich aufzuhängen. Der Haken war sehr niedrig, aber mir fielen Zeitungsnotizen ein über stellenlose Buchhalter, die sich mit Vorliebe an Türklinken aufhängen. So hoch wie eine Türklinke war der Haken auch. Ich versuchte es ein wenig, um das Gefühl auszuprobieren; es ging nicht und es war eine ziemlich unangenehme Prozedur.

Nachher war mir wunderbar wohl zumute. Ich war sehr glücklich, wieder Luft zu haben, der Gestank schien mir Balsam; ich wollte nur noch schlafen und alles andere war mir gleich.

Ich fühlte die Eisenmasken nicht mehr, schlief sofort ein und schlief tief und ruhig bis zur ersten Morgendämmerung.

Als ich aufwachte, wusste ich nicht gleich, wo ich war und als ich es wusste, war mir nicht wohler. Durch das schmutzige Gitterfenster sickerte schmutziges Licht herein. Es herrschte eine absolute, kahle Stille. So taub ist die Luft nur in Gefängnissen.

Morgens aufstehen erfordert immer einen Entschluss, Diesmal gab es nichts, was das Aufstehen lohnte und nichts, was dazu verpflichtete; keine Arbeit wartete, keine Post, keine Pflicht. Ich kostete zum erstenmal von dem merkwürdigen Gefühl der Freiheit und Verantwortungslosigkeit, die eine der Illusionen der Haftpsychose ist. Ich drehte mich auf die andere Seite im Eisennetz, zog die Beine an den Bauch gegen die Kälte und fühlte mich wie ein Schüler, der die Schule schwänzt. Dann döste ich wieder ein.

Als ich wieder aufwachte, war das Licht immer noch unbestimmt: ein Laut hatte mich geweckt. Ich horchte: Jemand sang. Es klang ziemlich nahe. Der Mann, der sang, musste in eine der Isolierzellen gegenüber eingesperrt sein. Ich richtete mich auf und fühlte, wie mein Herz aussetzte: der Mann sang wahrhaftig die Internationale.

Er sang sie falsch, mit einer heiseren Stimme. Er wartete offenbar, dass ihm die andern Todeskandidaten sekundierten. Es sekundierte ihm aber keiner. Er sang allein in seiner Zelle, im Gefängnis, und in der Nacht.

Ich hatte Reportagen aus deutschen Gefängnissen und Konzentrationslagern gelesen. Das Absingen der Internationale als politischer Protest oder als letzte Demonstration kommt da häufig vor; mir waren diese Stellen immer etwas melodramatisch und unwahrscheinlich erschienen. Jetzt also hörte ich selbst, wie einer, der wusste, dass er sterben wird, die Internationale sang. Es war durchaus nicht melodramatisch: die heisere, unmelodische Stimme klang unsagbar armselig und bemitleidenswert, unsagbar ergreifend und ehrfurchtgebietend. Er wiederholte den Refrain zwei- und dreimal, heiser, schleppend, damit es länger dauere, damit es nicht wieder still wurde um ihn. Ich stand auf und stellte mich gegen die Türe und stand gelähmt und zähneklappernd mit der zeremoniell erhobenen Faust, wie ich es in Versammlungen in Madrid und Valencia gelernt hatte. Und ich fühlte, dass in allen Nachbarzellen die andern ebenso dastanden, mit der zeremoniös erhobenen, zitternden Faust, und Abschied nahmen.

Er sang und sang. Ich sah ihn vor mir: unrasiert, das Gesicht zerschlagen, die Folter in den Augen.

Er sang und sang. Sie mussten ihn doch draussen hören, sie werden kommen und ihn in Stücke schlagen.

Er sang und sang. Es war ganz unmenschlich. Wie wir ihn liebten.

Aber keiner sang mit. Aus Angst.